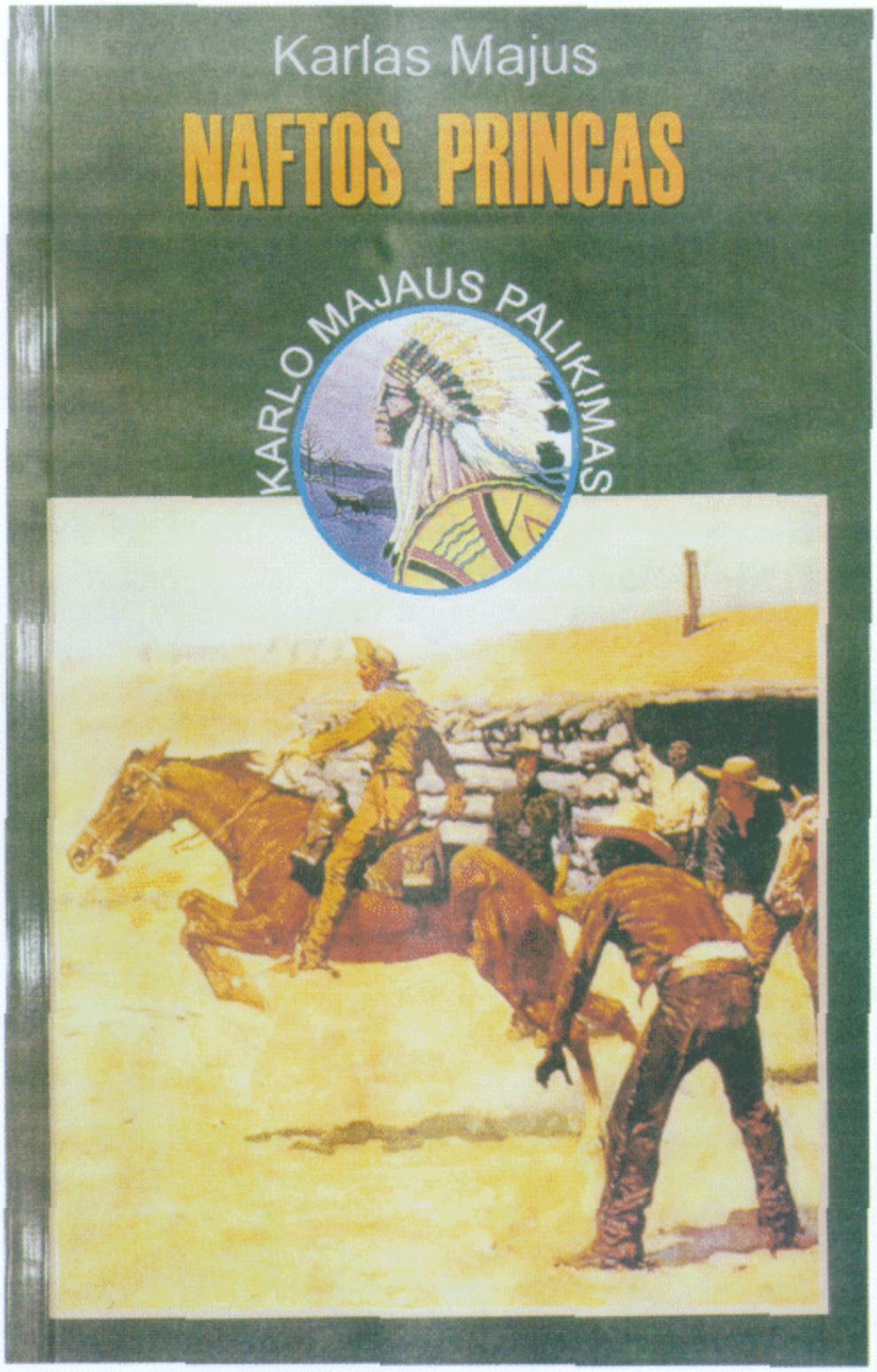
# Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Nummer 130




4. Quartal / Dezember 2001 * 33. Jahrgang

# Inhalt


| | | |
|---|---|---|
| Gudrun Keindorf | In eigener Sache | 1 |
| Karlheinz Evers | *Der verlorne Sohn.* Eine Bestätigung der Datierung? | 2 |
| Jürgen Pinnow | Noch einige Worte zu Volksstamm, Volk, Nation und Volks- bzw. Nationalcharakter | 3 |
| Axel Delorme | Marion Ames Taggart, Benziger Brothers und Karl May. 1. Nachtrag | 21 |
| Michael Rudloff | Dan Damai di Bumi | 23 |
| Anatoli Batalow | Karl May im heutigen Rußland | 34 |
| Thomas Kramer | Tokei-ihto vs. Winnetou? | 35 |
| Frederic Morton | Das Härten der Klinge | 48 |
| Gerd Hardacker | Heimatmuseum in Kelme zeigt indianische Ethnographica | 52 |
| Albrecht Götz von Olenhusen | Kultbücher. Schaum der Tage, Schnee von gestern? | 54 |
| Ulrich von Thüna | Auf fremden Pfaden | 56 |
| Herbert Wieser | Neues um Karl May | 59 |
| | Unser Spendendank | 63 |


*****

111 Fotos vom Kongreß in Luzern.
Liste gegen Freiumschlag von
Hartmut Kühne, Haldesdorfer Str. 66,
22179 Hamburg

*****

## Unser Titelbild

Deckelbild der litauischen Ausgabe von *Der Ölprinz*, die 1998 im Verlag Leidykla „VAIGA“ erschien. Die ansprechende Einbandgestaltung erfolgte in Anlehnung an Bilder von Frederic Remington. (Archiv G. Hardacker)

# In eigener Sache

Ein ereignis- und schreckensreicher Spätsommer liegt hinter uns und natürlich haben wir uns Gedanken darüber gemacht, wie ›es‹ weitergehen soll. Auf dem Kongreß in Luzern haben sich alle Anwesenden um Normalität bemüht, auch wenn die Ereignisse in den USA ihre Schatten auch dorthin warfen, denn die Reisenden der ›Winnetour‹ saßen fest und kamen nur nach und nach wieder zurück. So mußte auch die traditionelle Auktion ausfallen, weil der Auktionator Thomas Grafenberg noch nicht aus den USA zurückgekehrt war.

Inzwischen ist schon wieder geraume Zeit vergangen, Zeit um Luft zu holen, und um ein ›ganz normales‹ Mitteilungsheft vorzubereiten. Die Mischung der Beiträge zeigt wieder eine erfreuliche Vielfalt: Zu Beiträgen über ausländische May-Ausgaben und Aktivitäten ausländischer Karl-May-Freunde gesellen sich solche über mit May verbundene Persönlichkeiten, ein Vergleich zwischen DDR-Indianerliteratur und May, Buchbesprechungen und Miszellen zu Datierungen und Lokalitäten, die mit May in Verbindung stehen.

In diesem Heft wird mit dem Beitrag von Jürgen Pinnow außerdem ein sehr umstrittenes Thema aufgegriffen: Die Frage nach den Begrifflichkeiten Volk, Nation bzw. Volks- und Nationalcharakter. Es ist der Redaktion bewußt, daß Pinnows Ausführungen breiten Raum für Diskussionen und Widersprüche lassen. So stellt sich im Zeitalter des zusammenwachsenden Europas sicherlich die Frage, inwieweit ethnische und staatliche Zugehörigkeit noch unterscheidbar sein sollen bzw. müssen. Wenn wir den Beitrag veröffentlichen, obwohl uns die möglichen Streitpunkte bekannt sind, so gibt es hierfür einen ganz einfachen Grund. Zu Mays Zeiten waren die Fragen nach Volk und Nation hochaktuell, und auch die Diskussion über den Nationalcharakter einzelner Völker wurde wissenschaftlich und populär geführt (hier sei nur an Wilhelm Wundts mehrbändige ›Völkerpsychologie‹ erinnert, die sich auch in Mays Bibliothek findet). Man sollte Pinnows Ausführungen unter dieser Prämisse folgen und sie nicht als ein politisches Statement mißverstehen. Die Frage nach nationalen Stereotypen und ihrer Durchbrechung bei May ist ein immer aktuelles Thema und ihre wissenschaftliche Diskussion unumgänglich.

Mit besten Wünschen für eine besinnliche Adventszeit, ein frohes Weihnachten und einen ›guten Rutsch‹ grüßt

Ihre **gk**

P.S.: Eigentlich sollte an dieser Stelle ein Zitat stehen, etwas Nachdenkliches, Aufrüttelndes, Vertrautes. Aber bei all den Kämpfen, die Mays Helden bestehen, bei all den Friedensbotschaften, die May verkündet, findet sich nichts, das wirklich paßt. In den letzten Wochen hat der Terror einen Namen – Osama Bin Laden – bekommen, aber der Terror ist ein Feind, den man nicht durch den Tod eines einzelnen Menschen vernichtet. Im May'schen Sinne die Feinde zu vernichten, indem man sie in Freunde verwandelt: diese Vision erscheint im Moment weiter entfernt denn je. *Meine Brüder, es gibt – – – Krieg!* (Karl May: *Und Friede auf Erden!*, S. 658) – Leider.

Karlheinz Everts

# *Der verlorne Sohn*

## Eine Bestätigung der Datierung?

Bei der Lektüre des Romans *Der verlorne Sohn* von Karl May fiel mir schon vor Jahren auf, daß das Unwetter – ein Orkan mit äußerst starkem Regen –, das in den Fortsetzungen 73 bis 76 (Seiten 1741 bis 1820) beschrieben wird, durch die Handlung eigentlich nicht unbedingt gefordert wird, nur wenig direkte Beziehung zur Handlung hat.

Ich fragte mich schon immer, welchen Grund der Autor hatte, ein solch starkes Unwetter zu beschreiben. Ein ›normaler Regen‹ hätte es wohl auch getan.

Dem – wahrscheinlichen – Grund kam ich auf die Spur, als ich meteorologische Daten der Jahre 1879 bis 1885 – Beobachtungsort Dresden – in die Hand bekam. Nach Harder ›Karl May und seine Münchmeyer-Romane‹ (Ubstadt 1996, S. 250) ist die Fortsetzung 73 am 16.1.1886 ausgeliefert worden. Und für den 30. November 1885 zeigen die Aufzeichnungen des ›Königlichen Mathematisch-Physikalischen Salons‹ zu Dresden die seit langen Monaten höchste Regenmenge von 37,4 mm, ein sehr hoher Wert für einen einzigen Tag.

Da liegt die Vermutung nahe, daß Karl May am 30.11.1885 oder kurz danach unter der Einwirkung dieses Unwetters die fraglichen Textpassagen niedergeschrieben hat, in denen sich der Sturm und der damit verbundene Regen widerspiegelt. Damit wäre eine Bestätigung der Datierung durch Harder gegeben.

**Grösste Tages-Regenhöhen**
**nach Millimetern**
**in den Monaten und in den Kalender-Jahren:**

| Zeit. | Januar Millim. | Februar Millim. | März Millim. | April Millim. | Mai Millim. | Juni Millim. | Juli Millim. | August Millim. | Septbr. Millim. | Oktober Millim. | Novbr. Millim. | Dezbr. Millim. | im Kalender-Jahr Millim. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1879 | 4,5 am 1. | 9,8 am 21. | 4,5 am 12. | 22,4 am 18. | 23,2 am 10. | 22,4 am 13 | 10,2 am 26. | 27,9 am 23. | 17,5 am 9. | 8,5 am 15. | 15,5 am 6. | 6,9 am 31. | 27,9 am 23. Aug. |
| 80 | 3,8 am 1. | 6,8 am 18. | 10,1 am 4. | 14,5 am 23. | 18,3 am 6. | 30,5 am 14. | 18,8 am 10. | 8,0 am 2. | 11,9 am 16. | 9,3 am 28. | 3,6 am 10. | 15,5 am 18. | 30,5 am 14. Juni |
| 81 | 2,8 am 13. | 2,3 am 26. | 10,5 am 11. | 7,4 am 2. | 28,8 am 27. | 20,3 am 7. | 27,1 am 20. | 40,8 am 27. | 18,3 am 22. | 15,4 am 5. | 1,6 am 14. | 4,7 am 21. | 40,8 am 27. Aug. |
| 82 | 5,4 am 8. | 3,7 am 15. | 6,6 am 22. | 10,8 am 28. | 29,4 am 8. | 16,1 am 5. | 42,7 am 29. | 10,8 am 2. | 34,9 am 22. | 15,5 am 3. | 9,4 am 15. | 10,3 am 28. | 42,7 am 29. Juli |
| 83 | 9,7 am 1. | 6,4 am 4. | 4,2 am 15. | 9,8 am 25. | 6,3 am 10. | 27,1 am 19. | 17,3 am 25. | 8,1 am 7. | 33,6 am 27. | 11,6 am 4. | 4,5 am 20. | 19,4 am 12 | 33,6 am 27. Sptbr. |
| 84 | 9,5 am 23. | 5,8 am 2. | 17,6 am 25. | 14,1 am 20. | 10,8 am 5. | 47,0 am 21. | 9,0 am 19. | 12,0 am 8. | 26,2 am 3. | 17,8 am 3. | 15,2 am 28. | 12,0 am 9. | 47,0 am 21. Juni |
| 1885 | 6,5 am 13. | 11,2 am 20. | 6,7 am 1. | 14,8 am 3. | 7,6 am 8. | 22,9 am 27. | 24,4 am 14. | 13,2 am 30. | 12,8 am 29. | 10,0 am 25. | 37,4 am 30. | 7,1 am 14. | 37,4 am 30. Nvbr. |
| 1879 bis 1885 | 9,7 am 1. 1882 | 11,2 am 20. 1885 | 17,6 am 25. 1884 | 22,4 am 18. 1879 | 28,8 am 27. 1881 | 47,0 am 21. 1884 | 42,7 am 29. 1882 | 40,8 am 27. 1881 | 34,9 am 22. 1882 | 17,8 am 3. 1884 | 37,4 am 30. 1885 | 15,5 am 12. 1880 | 47,0 am 21. Juni 1884 |

Aus: Königlich Mathematisch-physikalischer Salon zu Dresden: Der Witterungsverlauf zu Dresden 1826–1885 (Dresden ca. 1886)

Jürgen Pinnow

# Noch einige Worte zu Volksstamm, Volk, Nation und Volks- bzw. Nationalcharakter

Über die im Titel erwähnten Begriffe ist bereits viel geschrieben worden, und zwar weitgehend kontrovers, da die genauen Definitionen dieser Wörter zu wünschen übrig lassen. Diese Diskussion berührt auch in nicht unerheblichem Maße die Literatur um Karl May. Einen wichtigen Punkt stellt Mays Auffassung der (Deutsch-)Österreicher als Teil des gesamtdeutschen Volkes dar, eine Interpretation, deren Richtigkeit jetzt vielfach bestritten wird. Der Schreiber dieser Zeilen hat darüber einen kurzen Aufsatz[1] veröffentlicht. Hier wurden vor allem die Begriffe ›Volk‹, interpretiert als ethnische Einheit, und ›Nation‹, aufgefaßt als politische Einheit, aus der Sicht des Autors erläutert.

Ein anderer Punkt bezieht sich auf die in der Sekundärliteratur um May häufig anzutreffende Behauptung, die bei May auftretenden nordamerikanischen Indianer hätten samt und sonders eine deutsche Seele, was die Existenz eines deutschen Volks- bzw. Nationalcharakters voraussetzt. Hierüber hat – u. a. – Egon Renner ausführlich berichtet,[2] das Problem allerdings recht einseitig beleuchtet. Mit seinen Angaben wurde geradezu eine Lawine losgetreten. Der gegenwärtige Autor kritisierte Renners Ausführungen und lehnte sie weitgehend ab.[3] Darauf erfolgte eine ›Antwort‹ Renners,[4] in der die Darlegungen des Autors mit gelehrt klingenden Worten nur scheinbar widerlegt wurden; Hauptanliegen war die Diskriminierung der Person des Autors. Im Anschluß daran entwickelte sich zwischen Egon Renner und einem anderen Autor, Harry Ziegler,[5] eine sich über mehrere Hefte der M-KMG erstreckende Kontroverse, vorwiegend über die Gültigkeit von Volkscharakteren. Die Art der Argumentation Renners (weniger auch Zieglers) war, wie schon die gegen Pinnow vorher, indes dergestalt, daß sich Erich Heinemann folgendes zu schreiben genötigt sah – ohne Namen zu nennen:

> „Die KMG-Nachrichten dienten im abgelaufenen Jahr wiederholt als Austragungsort von Meinungsverschiedenheiten. Wenn sie sich abspielen wie der Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden und Klaus Eggert, Stuttgart, nämlich im Geiste gegenseitiger Achtung und um Verständigung bemüht, ist dagegen gewiß nichts einzuwenden. Uns bekümmert es aber, wenn sie in persönliche Angriffe und Schmähungen ausarten. Die meisten Mitglieder möchten damit nicht mehr konfrontiert werden. Die Re-

---

1 Jürgen Pinnow: Zur Unterscheidung zwischen ethnischer und politischer Einheit und zu Karl Mays Angaben über Deutsch-Österreicher. In: M-KMG 78/1988, S. 47–50.

2 Egon Renner in: Language and Culture in Native North America. Studies in Honor of Heinz-Jürgen Pinnow. Ed. by Michael Dürr, Egon Renner and Wolfgang Oleschinski. München 1995. S. 435–465.

3 Jürgen Pinnow: War Karl May inhuman? In: M-KMG 107/1996, S. 19–24.

4 Egon Renner: Humanismus und Absurdität. Eine Antwort auf Heinz-Jürgen Pinnow. Beilage zu M-KMG 108/1996.

5 Harry Ziegler: May als Vertreter eines deutschen Nationalcharakters? Eine Antwort auf E. Renner. Beilage zu M-KMG 109/1996.

daktion wird daher ins Persönliche ausufernde Auseinandersetzungen nicht mehr abdrucken und nur noch sachliche Beiträge annehmen.“ [6]

Nun hat zu allem Überfluß ein weiterer Autor, Horst Friedrich, Wörthsee, einen Aufsatz geliefert ›Zu ‚Nation‘ und ‚Nationalcharakter‘‹[7]. Dieser kurze Artikel zeichnet sich immerhin durch Sachlichkeit aus. Der Schreiber dieser Zeilen, der es wegen der erwähnten Verfahrensweise – nicht aus Mangel an Argumenten – vermied, auf die ›Antwort‹ Renners zu reagieren, möchte jetzt doch einiges zu dem Thema beitragen, nicht in hochtrabenden, abstrakten Worten, die sich dem Verständnis der meisten Laien entziehen, sondern ganz konkret in schlichten Worten und somit für jeden verständlich. Motto: ›Fakten statt Theorien‹.

Friedrich ist natürlich im Recht, wenn er ausführt, daß man kaum über Volks- oder Nationalcharakter etwas aussagen könne, solange die Begriffssphären für Volk und Nation nicht genau geklärt seien. Leider aber ziehen alle drei, Renner, Ziegler und Friedrich, den älteren diesbezüglich ausagekräftigen Artikel des Autors nicht heran.[8]

Nachzutragen wäre hier hinsichtlich der Zugehörigkeit der Österreicher zum deutschen Volk noch die Tatsache, daß die Bewohner Vorarlbergs Alemannen sind, also den Deutsch-Schweizern, Liechtensteinern, Badenern und Schwaben sehr nahe verwandt sind, während die übrigen Österreicher Bajuwaren, also letztlich Bayern sind. Somit sind auch die Deutsch-Österreicher nicht eine Einheit, sondern die Grenze der deutschen Stämme zieht sich auch durch dieses Land. Vgl. hierzu *Die Liebe des Ulanen*: Dort äußert sich der in Thionville wirkende österreichische Arzt Dr. Bertrand wie folgt: *»Ich bin Deutscher durch und durch, wenn auch nur Deutsch-Österreicher. Die Provinz, in welcher ich jetzt wohne, wurde Deutschland geraubt; sie ist deutscher Boden; der Krieg richtet sich nicht gegen Preußen, sondern gegen ganz Deutschland ...«*[9]

Kommen wir zum sogenannten Volkscharakter bzw. zu den Volkscharakteren; Nationen lassen wir hier einmal weg. Gibt es sie nun oder sind sie nur eine Fiktion?

Zur Beantwortung dieser Frage wird es nützlich sein, nicht von größeren Einheiten, also den Völkern, auszugehen, sondern von den jeweils untergeordneten Gruppen, den Bewohnern der einzelnen Regionen, also den Volksstämmen. Daß auf dieser Ebene allgemein große Unterschiede hinsichtlich der Mentalität usw. angenommen werden, dürfte unbestritten sein. Der oft als kühl, nüchtern und zurückhaltend angesehene Norddeutsche aus Schleswig-Holstein oder Hamburg hebt sich deutlich (und nicht nur hinsichtlich der Dialekte) etwa vom Berliner ab, der als viel lebhafter und

---

6 Erich Heinemann: Die Karl-May-Gesellschaft nimmt Kurs auf das Jahr 1999 ... In: JbKMG 1997, S. 425.

7 Horst Friedrich: Zu „Nation“ und „Nationalcharakter“. In: M-KMG 114/1997, S. 30–33.

8 Jürgen Pinnow 1988, wie Anm. 1.

9 Karl May: *Die Liebe des Ulanen*. Olms Presse Hildesheim 1972, Band V, S. 1911. – Vgl. hierzu jüngst Gudrun Keindorf: Ein deutscher Traum? Überlegungen zu Karl Mays Verhältnis zum Kaiserreich. In: JbKMG 1999, S. 204–247, hier S. 211–222 zu *Die Liebe des Ulanen.*

wortgewandter gilt; die Schnauze des Berliners soll bekanntlich so groß sein, daß der Funkturm als Zahnstocher dienen könnte. Andererseits unterscheidet sich ein Hamburger Snob von allen anderen Snobs dadurch, daß das Brett, das er wie alle Snobs vor dem Kopf trägt, aus Teakholz ist. Der Rheinländer wiederum sei, sagt man, leichtblütig und lebenslustig. Für ihn charakteristisch ist der berühmte rheinische Karneval, den es anderswo in der Form nicht gibt. Der Sachse soll großspurig, pathetisch und sehr leutselig sein. Große Sachsen waren Richard Wagner, Karl May und Friedrich Nietzsche. Sie haben alle etwas Gemeinsames. Der Bayer hingegen gilt als urwüchsig und etwas derb, aber recht intelligent. May hat ihm im Wurzelsepp ein Denkmal gesetzt. Vom Schwaben ist das charakteristische ›Schaffe, schaffe, Häusle baue‹ bekannt; der Wiener gilt als besonders charmant, und so haben alle – so wird es jedenfalls vielfach übereinstimmend gesagt – ihre ganz speziellen Eigenheiten.

Das Gesagte sei noch ein wenig näher ausgeführt. So gibt es für die einzelnen Landschaften meist entsprechende Bücher, in denen der Lokalcharakter zum Ausdruck gelangt, z. B. für Ostpreußen ›Luntrus und Marjellchen‹ von Ruth Maria Wagner.[10] Für Danzig sind sehr typisch und berühmt die Danziger Stammtischgespräche des Rentiers und Maurerpoliers a. D. Franz Poguttke.[11] Die Besonderheiten der Schlesier werden u. a. dargelegt im ›Hausbuch des schlesischen Humors‹.[12] Hier daraus zwei typische Gedichte (Erläuterungen in Klammern vom Autor):

Ei (in) derr (dem) Schläsing (Schlesien) die Leute / honn (haben) eegenes Blutt,
muksch (launisch, bockig) sein se heute / und murne (morgen) gutt.
Ei derr Schläsing die Leute, / und doas is woahr,
honn a Harz wie Geläute, / su (so) lieb und kloar.
Und war (wer) doas Gebimmel / ock recht verstieht (versteht),
dam (dem) monche hübsche / Blume erblieht. – Hermann Breiter – S. 11.

**A schläsch Gemütte** (eigentlich: schlääsch, gedehnt, – Ein schlesisches Gemüt)

Derr Battel-Jürge hoot a Weib, / zwölf Kinder o (auch) zum Zeitvertreib,
labt (lebt) glücklich ei s'err (seiner) Hütte: / A (er) hoot a schläsch Gemütte.
Der Bräuer sitzt wull gern beim Foaß / und läßt sich schmecken Gloas im (um) Gloas;
bis doaß a iss (er ist) eim (im) Tritte (Rausch): / A hoot a schläsch Gemütte.
De Liesel ies vur Liebe krank / und sitzt nu uff derr Rekterbank (Richterbank, Anklagebank, gewiß wegen Abtreibung)
I (nein) du verflumte (verpflaumte) Gritte (Grete)! / Se hoot a schläsch Gemütte.
Derr Michel hält uffs Assen (Essen) viel, / zwölf Kließla (Klöße) sein a Poppestiel

---

10 Luntrus und Marjellchen. Hg. von Ruth Maria Wagner. Leer/Ostfriesland 1974. (= Ostpreußisches Mosaik 2).

11 Fritz Jaenicke: Danziger Stammtischgespräche des Rentiers und Maurerpoliers a. D. Franz Poguttke. Hg. von Siegfried Rosenberg. Norden/Ostfriesl. [um 1950]. [Erlebnisse u. Abenteuer mit Adolf Schaweiter in Danziger Missingsch.] – Vgl. auch Jürgen Pinnow: Tausend Worte Danzigerisch. Kurze Einführung in d. Danziger Missingsch. 2. Aufl. Lübeck 1998. Mit Erg.Heft.

12 Das Hausbuch des schlesischen Humors. 2. Aufl. Hg. von Alfons Hayduk. München [1965].

vur dän (für den) ... na meine Gütte / a hoot a schläsch Gemütte.
Und doaß ich gern a Brinkel (Brocken, ein wenig) lach / und gern a schnacksches (neckisches) Verschel (Verslein) mach,
doas leit (liegt) merr (mir) eim Geblütte: Ich hoa a schläsch Gemütte.
– Philo vom Walde – S. 101.

Stark abweichend von diesen Charakterzügen z. B. die Friesen. Hier ist besonders der Freiheitsdrang herausragend ausgeprägt. Der Sylter (speziell Hörnumer) Freiheitsheld Piđer (Pidder, Peter) Lüng (Lang), hingerichtet etwa 1518, erstickte den dänischen Steuereintreiber, indem er dessen Kopf in den Kohltopf drückte, in den dieser gespuckt hatte, als die Hörnumer die Abgaben verweigerten. „Diar ön di Kual spütet, skel en salev of=iit" (der in den Kohl spuckt, soll ihn selbst aufessen). Sein Wahlspruch, der in das Wappen Nordfrieslands aufgenommen wurde, lautet ›Lewer duar (duad) üs slaav‹ (Lieber tot als Sklave). Hierzu paßt das ostfriesische ›Eala fria (frea) Fresena‹ (etwa: O, du freies Friesland!). Der Wappenspruch der Söl'ringer (Sylter) ist ›Rüm Hart, klaar Kiming‹ (Weites, offenes Herz, klarer Horizont) und der Biike-Gesang (Biike = Winteraustreibungsfeuer am 21.2.) von C. P. Christiansen[13] klingt wie folgt:

1. Biiki fan Söl', / helig ual' jöl', / flami âp!
   Skiin aur üüs lön' / sa üs dü / altert heest dön!
2. Fuaraal'erns wiis / es jit itüüs, / hur om hoog
   Söl'ring jir stuun / truu töhop, / üs wü dit uun.
3. Let üüs da sjung: / Ol'er forgung / skel üp Söl'
   Friihair en rocht, / manelk sen, / diar höm ek bocht.
4. Biiki fan Söl' / helig ual' jöl', / aal'erns wiis
   bliiv jir itüüs! / Iinighair uuni bi üüs!

1. Biike von Sylt, / heiliges altes Feuer, / flamme auf!
   Schein' über unser Land, / so wie du / (es) immer getan hast!
2. Vorelterns Weise / ist noch zu Hause, / wo aufrecht
   Sylter hier stehen / treu zusammen (zuhauf), / wie wir das gewohnt sind.
3. Laßt uns da singen: / Niemals vergehen / sollen auf Sylt
   Freiheit und Recht, / mannhafter Sinn, / der sich nicht beugt.
4. Biike von Sylt, / heiliges altes Feuer, / der Eltern Weise
   bleibe hier zu Hause! / Einigkeit wohne bei uns!

Hier sind mit Bedacht Gegenden ausgewählt worden, deren deutsche Bevölkerung 1945 und später vertrieben wurde, bzw. die (an sich nichtdeutschen) Friesen, die nicht sonderlich gut bekannt sind. Über Hamburger, Rheinländer, Sachsen, Schwaben, Bayern usw. kann sich jeder leicht entsprechendes Material beschaffen.

Die regional bestimmten Eigentümlichkeiten zeigen sich in besonderer Weise in entsprechenden Witzen, für die es spezielle Sammlungen gibt: ›Der Witz der Ostpreußen‹, ›Der schlesische Witz‹, ›Der Witz der Bayern‹, ›Der Witz des Wieners‹, ›Der sächsische Witz‹ usw. Hier ein Witz aus Sachsen:

---

13 Let üüs da sjung ...! Söl'ring Leedjibuk. Ütdon fan Hermann Schmidt (Laßt uns denn singen ...! Sylterfriesisches Liederbuch, hg. von H. Schmidt). Husum, Westerlön' (Westerland) 1930. S. 23.

„In einer Konditorei bestellt ein Gast: »Een Gwargguchen bidde.« Nach dem ersten Bissen ruft er den Ober und sagt: »Där Gwargguchen schmegd awer nich! Där is bidder.« Ober: »Wir gennen 'n ja umdauschen. Winschen Se verleichd 'n Schtreiselguchen?« – »Na scheen, bring'n Se mir 'n Schtigg Schtreiselguchen. Awer ich habe den Gwargguchen ja schon angebissn!« – »Machd nischd. Mir ham ooch angebissnen Schtreiselguchen!«"[14]

Erwähnt sei hier noch der Ostfriesenwitz, der eine ganz eigentümliche Stellung einnimmt.[15]

„»Warum trinken die Ostfriesen immer nur aus Bechern oder Gläsern?« – »Damit man nicht sagen kann, sie hätten nicht immer alle Tassen im Schrank.«" oder „»Warum tragen die Ostfriesen Rollkragenpullover?« – »Damit man das Gewinde des Holzkopfes nicht sieht.«"

Die gesammelten Witze sind nur ganz begrenzt austauschbar. Hervorgehoben werden sollen hier noch ganz typische Witzfiguren, die in den einzelnen Gegenden beheimatet sind. In Köln haben wir die unsterblichen Tünnes und Scheel, in Schlesien Antek und Frantek (Franzek) oder weiter südöstlich Moczygęba und Wodgórka, in Danzig Bollermann und Welutzke. In Hamburg steht Klein-Erna (Eerna) an der Spitze.

Natürlich bestehen in der Gegenwart durch häufigen Wohnungswechsel, Heirat usw. starke Verschiebungen und Vermischungen, so daß die Unterschiede sich nach und nach zu verwischen drohen – noch aber sind sie unverkennbar da. Natürlich darf man auf keinen Fall verallgemeinern, also etwa von einer charakteristischen Hamburger Person, etwa Heidi Kabel, auf einen ganz speziellen Hanseaten schließen.

Was für das deutsche Volk gilt, läßt sich ebenso oder ähnlich auch für andere Völker vermerken; z. T. sind hier sogar deutliche Parallelen vorhanden. Nehmen wir als Beispiel Polen. Der im Norden des Landes lebende Kaschube, ethnisch gesehen kein Pole, gilt als relativ kühl, verschlossen und zurückhaltend, er entspricht in vielem dem Nordfriesen in Deutschland, der ethnisch gesehen kein Deutscher ist. Der aufgeweckte und wendige Warschauer läßt sich etwa mit dem Berliner vergleichen, der charmante Krakauer mit dem ebenfalls charmanten Wiener. Die Dänen besitzen eine Parallelgruppe zu den Ostfriesen in Niedersachsen in den Molboern, den Bewohnern der Halbinsel Mols an der Ostküste Jyllands (Jütlands) mit dem Hauptort Æbeltoft, östlich und nordöstlich von Århus.

„Während eines Krieges versenkten die Molboer ihre Kirchenglocke im Meer, damit der Feind sie nicht in die Hände bekommen sollte. Um den entsprechenden Ort im Meer später wiederfinden zu können, schlugen sie eine Kerbe in den Bootsrand."[16]

---

14 Der Witz der Sachsen. Landschaften des deutschen Humors. Gesammelt u. aufgez. von Markus Lewe. München, Wien, Basel 1969. S. 11.

15 Ostfriesenwitze: Frisia non ridet, sed nos. Hg. u. ges. von Hinrich Huismann und Karl Oldiges. Leer/Ostfriesl. o. J. S. 14.

16 H. A. Koefoed: Danish. 12th Impression. Dunton Green, Sevenoaks/Kent 1977 (Teach Yourself Books) S. 126.

Etwas näher sollen hier die Verhältnisse in Norwegen, einem relativ großen Land mit sehr geringer Bevölkerungszahl, beleuchtet werden. Der besseren Glaubwürdigkeit der Angaben halber sind hier die norwegischen Termini mit Übersetzung angegeben.[17]

Die Bewohner des Østlandet/Osloområdet (Ostland, Oslo und Umgebung) gelten als ›avbalanserte og velståande‹ (ausgeglichen und wohlhabend), die der Skogsdalane (Waldtäler) als ›seige og truverdige‹ (zäh und zuverlässig) – ›Nordmannen rir ikkje den dag han salar‹ (Der Nordmann reitet nicht an dem Tag, an dem er sattelt). Die Bewohner der Fjelldalane (Bergtäler) sind ›kvikke og lystige‹ (schnell und lustig), in der Telemark herrscht eine ›gammal bondekultur‹ (alte Bauernkultur), die Leute vom Setesdal gelten als ›alderdomleg – især målføret‹ (altertümlich, besonders was die Mundart betrifft). Die Bewohner von Sørlandet (Süderland) sind ›joviale og blide‹ (jovial und sanft/freundlich). Die Bewohner von Rogaland (Stavanger und Umgebung) gelten als ›religiøse, driftige, smålåtne‹ (religiös, betriebsam, bescheiden). – „»Je e fra Stavanger, jorr de' någe?« = »Eg er frå Stavanger, gjer det noko?«" (Ich stamme aus Stavanger, macht das etwas aus?) – Die Einwohner von Vestlandet (Westland) sind ›melankolske og pietistiske‹ (melancholisch und pietistisch). Die Bergener werden angegeben als ›slagferdige Lokalpatriotar‹ (schlagfertige Lokalpatrioten). Die Menschen von Møre werden bezeichnet als ›strevsame og jordnære‹ (strebsam und realistisch, wörtl.: erdnah). Die Bewohner von Trøndelag (Gegend um Trondheim) sieht man an als ›flegmatiske, uthaldande, kraftige‹ (phlegmatisch, ausdauernd, kräftig) – ›Det skal kuler til ein trønder‹ (Das müssen Kugeln sein für einen Trondheimer, d.h. erst durch Kugeln stirbt ein Trondheimer). Die Leute von Nord-Noreg (Nord-Norwegen) sollen ›temperamentfulle og impulsive‹ (temperamentvoll und impulsiv) sein. – ›Æ e fra Nordland, men æ kann behersk' mæ‹ = ›eg er frå Nordland, men eg kann styra‹ (›beherske‹) meg – (Ich stamme aus dem Nordland, aber ich kann mich beherrschen). Die Finmark wird besiedelt von ›Nordmenn ved kysten‹ (Nordmänner an der Küste) und ›Samar i innlandet‹ (Samen/Lappen im Inland).

Oft besteht eine gewisse Ähnlichkeit der Stämme mit den entsprechenden Nachbarvölkern. Der Schleswig-Holsteiner, besonders aber der Schleswiger, steht in mancherlei Hinsicht dem Dänen nahe, der Ostfriese dem Westfriesen und Niederländer, der Danziger dem Kaschuben, der Schlesier dem Polen usw. Bisweilen liegt (oder lag) ein spezielles Substrat vor, so bei den Ostpreußen: Die baltischen Prußen, den Litauern nahestehend, gingen früh im Deutschtum auf und es bildete sich der Stamm der deutschen Ostpreußen heraus. Bei all diesen Verhältnissen spielt natürlich Mischung eine enorm bedeutsame Rolle.

So sind Stammescharaktere kaum wegzuleugnen, wenn sie auch schwer genau zu definieren sind. Ebenso oder ganz ähnlich dürfte es sich auch bei den größeren ethnischen Einheiten, den Völkern, verhalten. Allerdings ist hier die genaue Definition noch weitaus komplizierter als bei den kleineren Einheiten, weil hier durch die Zu-

---

17 Vgl. hierzu: Kjell Bjørnskau: Langenscheidts Praktisches Lehrbuch Norwegisch. 8. Aufl. Berlin, München, Wien, Zürich 1980. S. 182.

sammenfassung der Merkmale der Einzelgruppen nur relativ wenige allgemeingültige Faktoren übrig bleiben. Dazu sind zeitliche Unterschiede genauso zu berücksichtigen wie massenhafte Durchmischungen. Dennoch ist es wohl möglich, selbst hier gewisse Aussagen zu treffen, die über bloße Vorurteile hinausgehen. So spricht man sicher nicht ganz zu Unrecht von der ›широкая натура‹ (›širokaja natura‹ – breite/behäbige Natur) des Russen, die sich stark vom Wesen z. B. des Polen absetzt, der mehr verstandesbetont, aber auch in gewisser Hinsicht zerrissen ist: ›Każdy Polak jest gotów umrzeć, ale nie pracować dla ojczyzny‹ (›Jeder Pole ist bereit, für sein Vaterland zu sterben, aber nicht für es zu arbeiten‹). Ähnlich redet man vom recht kühlen Naturell des Engländers, vom leidenschaftlichen, feurigen des Franzosen; und allen ist der lebhafte, lebensfrohe Italiener und der stolze Spanier bekannt. Als positive Eigenschaften des Deutschen werden u. a. Fleiß, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit und Beharrlichkeit genannt.

Von dem Wort ›gemütlich‹ wird gesagt, es bezeichne eine typisch deutsche Wesensart. Dies Adjektiv läßt sich nicht direkt in andere Sprachen übersetzen. Es geht auf althochdeutsch ›gimuati‹ (gleichen Sinnes, angenehm, lieb) sowie mittelhochdeutsch ›gemüete‹ (Gemüt, das Gemüt betreffend) zurück. Schwedisch ›gemytlig‹ ist deutsches Lehnwort, dafür auch ungefähr ›hemtrevlig‹. Englisch ›snug‹ (geborgen, behaglich), polnisch ›przytulny‹ (behaglich) haben nur eine ähnliche Bedeutungssphäre. Im Dänischen haben wir ›gemytlig‹ und ›hyggelig‹ (behaglich).

Auch auf dieser Ebene sind Witze überaus aussagekräftig. Man denke hierbei z. B. an die köstlichen jüdischen Witze und Anekdoten, die von Salcia Landmann gesammelt und veröffentlicht worden sind.[18] Ungefähr vergleichbar sind die ebenfalls enorm geistreichen Witze und Anekdoten der Tamilen aus Südindien und Nord-Sri Lanka.[19] Hier wie dort spielt das liebe Geld eine überragende Rolle. Ein tamilisches Sprichwort lautet: ›Paṇam eṉṉaal piṇamum vaayait tiṉṉakkum‹ (Wenn man „Geld" sagt, wird sogar eine Leiche den Mund öffnen). Die Tamilen sind übrigens Meister im Jonglieren mit Bruchzahlen.

Nicht vergessen werden sollen hier auch solche Witze und Anekdoten, in denen Angehörige verschiedener Völker auftreten, die sich entsprechend dem Naturell ihres Volkes verhalten. Hier einige Kostproben. Vorbemerkt werden soll hierzu, daß die Texte nicht vom gegenwärtigen Autor stammen; die angegebenen Verhaltensmuster werden als typisch von den anonymen Erzählern angesehen. Ob das immer zutrifft, muß offen bleiben. Der gegenwärtige Schreiber identifiziert sich keineswegs damit. Immerhin erscheint es als sinnvoll, solche Witze oder Anekdoten in die Überlegungen miteinzubeziehen.

Mehrere Leute kommen in eine Gaststätte und erhalten je eine Tasse Kaffee, in der eine Fliege schwimmt. Der Engländer erhebt sich daraufhin schweigend und verläßt

---

18 Salcia Landmann: Jüdische Witze. 9. Aufl. München 1966. (dtv 139); Jüdische Witze. Nachlese. München 1977. (dtv 1281); Jüdische Anekdoten und Sprichwörter. Jiddisch u. Deutsch. 2. Aufl. – München 1966. (dtv 317).

19 Pierre Meile: Introduction au Tamoule. Paris 1945. S. 70, 162/163. – A. H. Arden: A Companion Reader to Arden's progressive Tamil Grammar I. Madras 1914.

das Lokal, der Franzose zankt sich mit dem Wirt und verlangt eine neue Tasse, der US-Amerikaner gießt dem Wirt den Kaffee ins Gesicht, der Deutsche holt mit dem Löffel die Fliege heraus und trinkt dann den Kaffee, der Russe trinkt mit Fliege, der Schotte wringt die Fliege aus und trinkt dann. Der Jude endlich bedeutet dem Wirt gegenüber, daß er als Journalist gerade dabei war, einen lobenden Artikel über die Gaststätte zu verfassen, und nun dies Malheur. Daraufhin wird ihm auf Kosten des Hauses ein erstklassiges Menü serviert.

Drei Schiffbrüchige, eine Frau und zwei Männer, retten sich auf eine einsame unbewohnte Insel. Ihr Verhalten dort hängt von der Volkszugehörigkeit ab. Sind es Engländer, lebt jeder für sich; man hat sie einander nicht vorgestellt. Handelt es sich um Franzosen, gibt es keine Probleme, sie leben quasi in einer Ehe zu dritt. Die Deutschen gründen einen Verein, den ›Verein der Schiffbrüchigen‹. Bei den Russen werfen die Männer die Frau ins Meer, damit es keinen Zwist um sie gibt; es folgt ein Trinkgelage. Handelt es sich allerdings um Sowjetrussen, ist die Situation anders. Sie schicken eine Flaschenpost nach Moskau, um Verhaltensregeln anzufordern.

Interessant ist auch ein Vergleich zwischen dem Verhalten der Kaschuben und dem der Niedersachsen bei der Christianisierung. Dies nur Sage oder Märchen, aber immerhin:[20]

Im Jahre 997 missionierte der Heilige Wojciech (kaschubisch Wojcech, tschechisch Vojtěch = Adalbert von Prag, 956–997) bei den Kaschuben. Zum Beweis, daß der christliche Gott mächtiger sei als der slawische сварогъ (Svarog – Knisterer, Himmels- und Donner-, auch Feuergott, polnisch Swarog, kaschubisch Swôrog), ließ der Bischof die den Kaschuben heilige Birke (swiętô brzózka, polnisch: święta brzoza) fällen. Die Kaschuben stimmten weitgehend mit ›niech tak mdze‹ (polnisch: niech tak będzie – möge es so werden, sei dem so) zu und ließen sich taufen. Sogar die – bei den Kaschuben eine große Rolle spielenden – Heinzelmännchen – krôsnięta (polnisch: krasnoludki) paßten sich sogleich der ›neuen Bewegung‹ an. Allerdings konnte man die alten Götter so schnell nicht vergessen.

Ganz anders die nordsee-germanischen Niedersachsen. Als man die den Germanen heilige Eiche unbeschadet fällte, äußerte sich ein Stammesfürst wie folgt: „Ich sehe allerdings, daß der Christengott mächtiger ist als Wodan – (Uuodan, W[u]otan, friesisch: Wed[k]e) – aber ich bleibe meinem Gott jetzt erst recht treu. Der ist ein schlechter Gefolgsmann, der seinem Oberhaupt die Treue kündigt, wenn er sieht, ein fremder Gott ist mächtiger.“ Der Fürst wurde daraufhin enthauptet.

Recht aussagekräftig sind in dieser Hinsicht auch Filme. Selbst wenn man alles Beiwerk entfernen würde – was praktisch kaum möglich ist –, das die Herkunft des Streifens verrät, dürfte in der Regel auch ein Laie merken, woher der Film kommt, ob aus Deutschland (sogar noch genauer: aus Bayern, Hamburg usw.), aus England, den USA, aus Frankreich, Italien usw. Ein Film etwa wie ›Dinner for one‹ könnte aus keinem anderen Land als England kommen. Die Verhaltensweise der Mitglieder der Mordkommission in der Serie ›Kommissar Rex‹ deutet unmißverständlich

---

20 Alojzy Nagel: Fünf kaschubische Märchen: Kaschubisch–Polnisch–Deutsch. Zsgest., erl. u. ins Deutsche übers. von Jürgen Pinnow. In: Abhandlungen der völkerkundlichen Arbeitsgemeinschaft, ed. Uwe Johannsen, 1995, H. 80.

auf Österreich. Wenn ein Film in einem Land X spielen soll, aber im Lande Y gedreht wurde, merkt der aufmerksame Zuhörer bald, daß etwas nicht ganz stimmt, z. B. in ›Doktor Schiwago‹, in Rußland spielend, aber weitgehend mit amerikanischen Schauspielern besetzt.

Es hat, das sei hier noch erwähnt, auch nicht an Versuchen gefehlt, die verschiedenen Sprachen in Beziehung zu setzen zu entsprechenden Volkscharakteren. Ein Verfechter dieser mutmaßlichen Zusammenhänge war Franz Nikolaus Finck,[21] der vier Hauptsprachtypen (mit je vier Untertypen) aufstellte, sie mit den vier Temperamenten in Verbindung brachte und bestimmten Völkern bzw. Völkerfamilien zuordnete. Danach wären – ganz grob gesagt – die afrikanischen Sprachen, insbesondere die Bantu-Sprachen, Verständigungsmittel von vorwiegend Sanguinikern; isolierende Sprachen wie Chinesisch etwa stünden mit dem cholerischen Temperament in Beziehung, das Türkische etwa, agglutinierend, sei eine Sprache von Phlegmatikern, und die Indianer-Sprachen wären dem melancholischen Temperament zuzuordnen. Die indogermanischen Sprachen stünden zwischen den Cholerikern und Melancholikern. Von solchen phantasievollen Aussagen ist man begreiflicherweise abgerückt. Dennoch könnten ein paar Körnchen Wahrheit in entsprechenden Aussagen stecken. Pater Wilhelm Schmidt z. B. meinte,[22] die habituelle Stellung des Bestimmenden (Attributs) zu dem Zu-Bestimmenden offenbare eine grundsätzliche Anschauungsweise. Sagt man z. B. Vater-Haus mit dem Zu-Bestimmenden (Zentrum) Haus (wie im Deutschen), beinhalte das eine mehr emotionale Haltung, als wenn die Reihenfolge Haus-Vater in gleicher Bedeutung, also mit Zentrum + Attribut gebraucht werde, wie z. B. im Arabischen. Dies sei rationaler, objektiver. Rein formale Gründe kann es wohl kaum haben, wenn es z. B. im Polnischen lautet ›Dzień dobry‹ (Tag guten) gegen etwa serbokroatisch ›Dobar dan‹ (guten Tag). Aber es ist extrem schwierig, hier zu schlüssigen Ergebnissen zu kommen. Ein Befürworter solcher Thesen war übrigens der mit sehr vielen Sprachen vertraute Linguist Heinz Wendt, der zahlreiche Sprachen Revue passieren ließ und ihnen quasi Zensuren erteilte.[23] So schnitt bei ihm z. B. das Neupersische gut ab; es sei als eine Art Esperanto geeignet. Das Griechische bezeichnete Wendt als Trümmersprache. Es liegt auf der Hand, daß man sich hier auf sehr schwankendem Boden befindet.

Einige dies Thema betreffende Angaben hat der Autor in einem Artikel über indianisches Denken am Beispiel der Athapasken geliefert.[24] Ganz charakteristisch ist besonders bei den Südathapasken, den Navaho und Apachen, das Übergewicht, das auf alle möglichen Bewegungsabläufe, ausgedrückt durch ein total überladenes Verb, gelegt wird. Diese Völker sind durch und durch von Dynamik bestimmt, alles

---

21 Franz Nikolaus Finck: Die Haupttypen des Sprachbaus. 3. Aufl. Leipzig 1936. (Aus Natur und Geisteswelt; 268); ders.: Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Marburg 1899.

22 Wilhelm Schmidt: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Heidelberg 1926.

23 Heinz F. Wendt: Sprachen. Frankfurt/Main, Hamburg 1961. (Das Fischer Lexikon 25).

24 Jürgen Pinnow: Einige Züge indianischen Denkens dargelegt an den Sprachen der Athapasken. In: Anthropos 61/1966, S. 9–32.

ist im Fluß. Beachtlich ist ferner die übergroße Genauigkeit, mit der äußere Erscheinungen sprachlich fixiert, man kann kann fast sagen, photographiert werden. Es zeigt sich hier deutlich eine starke Prävalenz der sinnlichen Wahrnehmung; abstraktes Denken tritt dagegen in den Hintergrund. Ein Beispiel für fast übertriebene Genauigkeit ist die ständige Verwendung von ›djiní‹ (man sagt) im Navaho, wenn der Sprecher das Geschilderte nicht aus eigener Erfahrung kennt, z.B. »Cac bitood rwóctc'icdjígo ci'dijtcím djiní« (ich bin diesseits der Bärenquelle – Fort Wingate – geboren, sagt man). Hier tritt uns das, was man als ›Volksseele‹ bezeichnet hat, recht plastisch entgegen.

Anders – und wesentlich einfacher – verhält es sich mit den Schriften. Hier lassen sich weitaus eher verbindliche Aussagen bezüglich der Eigenarten der betreffenden Schriftschöpfer (sofern bekannt) und der die betreffende Schrift verwendenden Völker treffen. Sonderfälle sind natürlich, wenn eine bestimmte Schrift sekundär übernommen wird, z. B. die arabische Schrift zum Ausdruck des Persischen. Dies ist ein weites Feld, auf das hier leider nicht näher eingegangen werden kann. Erwähnt sei lediglich, daß beispielsweise die hebräische Schrift durch ihre nach außen laufenden ›Flämmchen‹ mehr auf eine extravertierte Grundhaltung hinweist als etwa die indische Devanâgarî-Schrift, die durch den die Grapheme oben abschließenden waagerechten Strich auf stärkere Introvertiertheit schließen läßt. Dies korrespondiert recht deutlich mit den – natürlich nicht zu verallgemeinernden – Grundhaltungen der betreffenden Völker. Die Hebräer waren und sind unverkennbar sehr diesseitsbezogen und extravertiert, die Inder eher jenseitsorientiert und introvertiert, stark an Psychologie interessiert. Das zeigt sich auch in den Religionen.

Bei den Schriften ist es sogar möglich, Wertungen vorzunehmen. Maßstab ist hier die größere oder geringere Funktionstüchtigkeit, also klare Erkennbarkeit und Unterscheidbarkeit sowie leichtete oder schwierigere Handhabung. Wenn z. B. Grapheme leicht zu verwechseln sind oder gar zusammenfallen (wie z. B. in der mittelpersischen Schrift), darf das wohl als Manko bezeichnet werden. Beschränken wir uns hier kurz auf Indien, wo außer Frage steht, daß hier keinerlei unsachliche Bevorzugungen im Spiele stehen. Es ist unverkennbar, daß z. B. die Devanâgarî-Schrift (verwendet für Hindî, Marathî u. a.) leichter und einfacher zu lesen und zu schreiben ist als z. B. die bengalische. Die Gujaratî-Schrift steht etwa in der Mitte. Die Oriya-Schrift fällt dadurch unangenehm auf, daß die Grapheme meist einen platzraubenden Bogen über dem Unterscheidungsmerkmal aufweisen, so daß dieses in der Regel so klein ausfällt, daß jeder Text schwer lesbar wird. Ähnlich fällt ein Vergleich etwa der südindischen Tamil-Schrift mit der der nördlicheren Telegu- oder kanaresischen Schrift deutlich zugunsten der Tamilschrift aus; letztere ist wesentlich einfacher zu schreiben und zu lesen.[25]

Bedauerlicherweise steht man hinsichtlich der Erforschung all dieser Zusammenhänge noch ganz am Anfang. Das hat einen ganz konkreten Grund. Diese Thematik ist durch eine ganz spezielle Sachlage stärkstens belastet, die die Forschung echt

---

25 Vgl. dazu u. a. Hans Jensen: Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. 2. Aufl. Berlin 1958.

behindert. Steht nämlich die Unterschiedlichkeit der einzelnen Ethnien fest, liegt es nahe, eine Bewertung bzw. Abwertung auf Grund der Qualitäten vorzunehmen. Bewertung ist an sich ganz natürlich. Der Mensch bewertet alles, das Wetter, die Landschaft, Tiere, Pflanzen und Sachen, wie Nahrung, Kleidung usw., konsequenterweise auch Menschen selbst und deren Eigenschaften, wie fleißig, faul usw. Bezieht sich diese Bewertung aber auch auf Menschengruppen, wird dies unweigerlich bedenklich, ja gefährlich. Es kann dann zur Einschätzung von höher und niedriger stehenden Gruppen kommen, die dazu führen mag, daß unterschiedliche Behandlung erfolgt, was bis zu Sklaverei und Ausrottung bzw. teilweiser Ausrottung unliebsamer Ethnien ausarten kann. Dies hat die Geschichte vielfach gezeigt. Eine derartige Haltung bezeichnet man jetzt gewöhnlich mit dem nicht ganz passenden Ausdruck Rassismus. Daß ein solcher nicht nur aus ethischen Gründen strikt abzulehnen ist, liegt auf der Hand. Hier wird auch der Weg der objektiv-neutralen Wissenschaften deutlich verlassen. Ist nämlich eine Wertung bereits bei den einzelnen Individuen heikel, weil immer zahlreiche Eigenschaften vorliegen, die, addiert, das Gesamtbild erst ergeben, so gilt das gleiche erst recht von Ethnien. Wenn es überhaupt eine für ein ganzes Volk gültige Charakterisierung gibt, wie es allerdings den Anschein hat, so liegt doch stets ein Konglomerat von Qualitäten vor, die sich wenigstens teilweise im Wert aufheben. Dazu kommt, daß zahlreiche Eigenschaften mehr oder weniger wertneutral sind, z. B. Introvertiertheit gegen Extrovertiertheit. Ferner ist zu erwähnen, daß Qualifizierung seitens des Bewertenden oft rein subjektiv ist: der eine empfindet das, ein anderer etwas ganz anderes als positiv. So kann man eventuell einzelnen Gruppen diesen oder jenen Vorzug zugestehen oder Fehler anlasten, aber gewiß keine Gesamtbewertung vornehmen, und selbstredend schon gar keiner unterschiedlichen Behandlung das Wort reden; alle haben als absolut gleichwertig und gleichberechtigt zu gelten. Erfreulicherweise wird das jetzt auch meist so aufgefaßt. Allerdings pflegt man heutzutage leider vielfach eine Ausnahme zu machen. Wegen der Ereignisse von 1933–1945 schließt man nicht zu selten das deutsche Volk aus und diskriminiert es als ›Tätervolk‹. Durch diese Kollektivschuldzuweisung wird das Prinzip der Gleichheit der Völker empfindlich durchbrochen. In der Tat hat nur ein Bruchteil des deutschen Volkes (weniger als 1%) die grauenhaften Verbrechen des Hitler-Regimes begangen. Außerdem kamen und kommen ähnliche Verbrechen weltweit vor. Man denke an die entsetzliche Sklaverei in Amerika, an den Archipel Gulag, den teilweisen Völkermord an den Tibetern usw., usw. Niemand aber wirft deswegen den Amerikanern, Russen, Georgiern oder Chinesen Kollektivschuld vor.

Aus der Erkenntnis heraus, daß aus der Benotung von Völkern unzulässige Konsequenzen gezogen worden sind, hat man es andererseits in jüngerer Zeit vielfach gänzlich vermieden, dieses so über alle Maßen belastende Thema überhaupt anzuschneiden, womit allerdings das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. So blieb ein an sich wichtiger Forschungszweig nur zu häufig brach liegen. Oder man ging, um auch nur den geringsten Verdacht des Rassismus zu vermeiden, noch einen Schritt weiter und versuchte mit vielen hochtrabenden und gelehrten Worten sowie Aufstellen von an den Haaren herbeigezogenen Theorien, die Existenz der bei dieser Thematik involvierten Gruppen direkt zu leugnen. So gibt es nicht wenige an

sich sonst ernstzunehmende Wissenschaftler, die die Existenz von Rassen bei den Menschen, die man ebenso gut als Unterarten bezeichnen könnte, in Abrede stellen, z. B. Horst Friedrich.[26] Das geht natürlich zu weit und ist so, als würde jemand sagen, es gäbe keine Schäferhunde, Collies, Doggen, Spitze, Huskies, Terrier, Dackel usw., sondern nur einheitlich Hunde, oder er würde die etwas über 23 Unterarten des Leoparden (Panthera pardus) oder die über acht der Schafstelze (Motacilla flava) als Fiktion ansehen. Selbst die Existenz von Völkern wird teilweise geleugnet, und man spricht dann nur noch von Gesellschaften, denen man beliebig beitreten oder sie auch verlassen kann.

Nicht selten treibt das Bedürfnis, ›Rassismus‹ und ›Antisemitismus‹ zu vermeiden und zu ächten, seltsame Blüten, nicht zuletzt in Bezug auf Witze und Anekdoten, z. B. wenn original jiddische Witze und Anekdoten wegen der darin enthaltenen Selbstkritik verpönt und als ›antisemitisch‹ abgestempelt werden. Hier aus verschiedenen Gründen besser kein jiddischer Witz, dafür ein anderes Beispiel, bewußt nicht aus Deutschland, sondern aus Dänemark, ein Grönländerwitz:[27]

> „Grønlænderen ved billethullet: »Jeg vil gerne bede om en billet til Asseguja.« Ekspedienten studerer jernebanekortet forgæves; »Hvor i alverden er Asseguja?« Grønlænderen: "Hun sidder inde i ventesalen." – Grönländer (Inuk, Eskimo) am Fahrkartenschalter: »Ich möchte gern eine Fahrkarte für (til = für/nach) Asseguja.« Der Bahnbeamte studiert die Eisenbahnkarte vergeblich: »Wo in aller Welt ist (liegt) Asseguja?« Grönländer: »Sie sitzt drinnen im Wartesaal.«

Um Mißverständnisse, die hier leicht entstehen könnten, auszuräumen, soll nochmals betont werden, daß sich der Autor mit den Inhalten der Witze usw. in keiner Weise identifiziert. Seiner Meinung nach ist es aber wichtig und durchaus sinnvoll, sich mit solchen Texten auseinanderzusetzen, z. B. inwieweit sie verallgemeinernd aufzufassen sind oder nicht. Sie gehören in eine Diskussion über Volkscharaktere usw. einfach hinein. Sie aus falsch verstandener Solidarität pauschal unter den Teppich zu kehren, widerspricht der wissenschaftlichen Objektivität.

Werden diese und ähnliche Witze aus den genannten Gründen abgelehnt, selbst dann, wenn es sich um Selbstkritik einer bestimmten Ethnie handelt, ist es um den Witz als solchen schlecht bestellt; dann dürfte man kaum noch Witze erzählen, da die Mehrzahl es mit menschlichen Defiziten zu tun hat. Da werden Politiker, Pastoren, Ärzte, Lehrer, Handwerker und andere auf die Schippe genommen, was für diese Berufsstände eigentlich auch als kränkend aufgefaßt werden könnte. Auf alle Fälle müßten die Ostfriesenwitze und die Blondinenwitze entfallen, weil man diese als klar rassistisch bezeichnen kann, mit gewissermaßen umgekehrten Vorzeichen, da hier vorwiegend die nordische Rasse diskriminiert wird und u. a. auch die skandinavischen Völker abgewertet werden.

Rassismus mit umgekehrten Vorzeichen, d. i., wie erwähnt, Abwerten der nordischen Rasse, aber auch des deutschen Volkes insgesamt, kommt zur Zeit häufiger

---

26 Horst Friedrich, wie Anm. 7.

27 Henning Henningsen: 30 Stunden Dänisch für Anfänger. 20. Aufl. Berlin, München, Zürich 1975 (Langenscheidts Kurzlehrbuch.), S. 89.

vor als mancher denken mag. In unzähligen Filmen z. B., vorwiegend in Kriminalfilmen, ist der Bösewicht, der Täter, weit überproportioniert ein großer, blauäugiger, blonder Mann, sogar noch häufiger fungiert eine blauäugige Blondine als Täterin oder sonst ausgesprochen negativ zu bewertende Person. Wenn der unbefangene Zuschauer beim ersten Auftauchen eines Blonden oder einer Blondine auf diese Person als Täter(in) tippt, liegt er meist richtig. Kriminelle Ausländer kommen so gut wie nie vor. Ähnlich verhält es sich z. B. bei den amerikanischen Columbo-Filmen: Hier fährt der Täter oder die Täterin meist durchweg einen Mercedes, gelegentlich auch einen BMW oder VW.

Wenden wir uns nun endlich dem Autor zu, der hier eigentlich im Mittelpunkt des Interesses steht: Karl May. Strenggenommen ist ein Eingehen auf ihn in diesem Zusammenhang überflüssig, denn es geht bei unserem Anliegen ausschließlich darum, aus den verschiedensten Quellen zu belegen, daß May mit seiner Annahme, es gäbe sehr wohl Volkscharaktere, nicht allein steht. Das sieht dann, oberflächlich betrachtet, so aus, als hätte das alles mit May nichts oder nur wenig zu tun. Aber das trifft gewiß nicht zu – jeder May-Leser weiß, daß der Dichter sich redlich Mühe gab, typische Vertreter aus den verschiedensten Völkern und Nationen zu beschreiben, was ihm teils gut, teils weniger gut gelungen ist. So heißt es eigentlich Eulen nach Athen zu tragen, wenn in diesen Zeilen in aller Kürze und somit ohne Zitate und Stellenangaben Karl Mays Standpunkt bezüglich des Themas ›Volkscharaktere‹ gestreift wird.

May war Deutscher, speziell (Ober-)Sachse, und seine Hauptthelden sind, sofern nicht Indianer oder Araber, in der Überzahl Deutsche, wobei die Sachsen überproportional vertreten sind: Old Shatterhand/Kara Ben Nemsi, Old Firehand, Hobble-Frank, Steinbach, Sam Barth aus Herlasgrün und viele andere. Einige gelten bei ihm als Deutsche, sind ihrer Herkunft nach aber nur halbe oder Vierteldeutsche, so Sternau, der ein halber Spanier ist und Richard von Königsau, ein Dreiviertelfranzose. May liebte sein Vaterland sehr, und dementsprechend werden seine ›deutschen Helden‹ in der Regel sehr positiv mit großen Tugenden und Fähigkeiten geschildert. Es trifft aber nicht zu, daß bei May alle hervorragenden Helden Deutsche sind. Es kommen auch solche aus anderen Ländern vor, z. B. der schwarze Gerard, ein Franzose. Andererseits stimmt es auch nicht, daß bei May keine negativ zu beurteilenden Deutschen zu finden sind; einer von ihnen ist der Prayer-man in *Weihnacht!*. Ein ganz übler Typ ist der Baron Franz von Helfenstein, der Hauptmann einer Räuberbande, in *Der verlorene Sohn*. Dennoch muß wohl zugegeben werden, daß May die Deutschen über Gebühr idealisiert hat.[28] Hierzu sei eine kurze Charakteristik des Deutschen von Karl May angeführt:

> *Der Deutsche ist der Phlegmatiker in der europäischen Völkerfamilie. Unter seinem ruhigen, anspruchslosen, scheinbar gleichgiltigen und träumerischen Wesen verbirgt sich eine außerordentlich kraftvolle, widerstandsfähige Constitution. Seine sprichwörtlich gewordene Geduld giebt ihm den Anschein eines Menschen, den man ungestraft am Barte zausen könne; aber unter dieser äußeren Ruhe verbirgt sich ein reges Ehrgefühl, welches, wenn rücksichtslos beleidigt, sich plötzlich gewaltig em-*

28 Näheres dazu s. Pinnow, wie Anm. 3.

*porbäumt, und dann pflegt der so falsch beurtheilte »deutsche Michel« ein ganz anderer Kerl zu werden. Er geht dann gerade auf seine Feinde los und schlägt mit dem Kolben so machtvoll drein, daß es »flutscht«, wie der alte Blücher zu sagen pflegte. In solchen Fällen pflegt der sonst so stete Germane sogar eine Beweglichkeit zu entwickeln, gegen welche die sogenannte »affenartige Behendigkeit« der französischen Gamins nicht aufzukommen vermag.*[29]

Ob diese Beschreibung stimmte, ist eine andere Frage. Für heute dürfte sie kaum noch gelten.

Die wenigen Niederländer, ausgenommen die südafrikanischen Buren, und Friesen, die May bringt, sind alle gutmütig und meist wohlbeleibt. Skandinavier kommen bei ihm kaum vor.

Hervorragend gelingt May die Schilderung von typischen Engländern, fast immer positiv gezeichnet, aber auch mit Fehlern und dem charakteristischen Spleen behaftet: Lord Lindsay, Lord Raffley, Lord Eaglenest, Lord Castlepool, Emery Bothwell.

Als typische US-Amerikaner wären zu nennen Kapitän Saunders alias Geierschnabel, Dick Stone, Will Parker, die Brüder Melton u. a. Allerdings sind Amerikaner oft Gegenspieler Old Shatterhands. Aber sie pauschal als ›Underdogs‹ zu bezeichnen, geht an den Tatsachen vollkommen vorbei. Der Erzschurke Santer, eigentlich Sander, in *Winnetou* ist dem Namen nach und gemäß Schilderung letztlich desselben Menschen anderswo, z. B. in *Die Juweleninsel*, mit einiger Sicherheit ein Deutscher.

Groß ist auch die Palette bezüglich der Franzosen, Spanier und Lateinamerikaner. Ihre Charakterisierung bleibt aber bei May eher blaß. Gelungen ist jedoch die Figur des quirligen, impulsiven Südfranzosen Baron Gaston de Bas-Montagne in *Die Liebe des Ulanen*. Schreckliche Schurken sind die Cortejos aus *Das Waldröschen*. Zwei wichtige Figuren machen einen Wandel durch, der Franzose Gerard, einst Garotteuer in Paris, später Präriejäger in den USA, und der spanische Herzog Olsuña, der Vater Karl Sternaus.

Sehr markant werden auch verschiedene Russen im Sibirien-Teil des Romans *Deutsche Herzen, deutsche Helden* geschildert; hier kommt die ›breite Natur‹ sehr schön zum Ausdruck. Vertreter der anderen slawischen Völker – Polen, Tschechen, Slovaken, Kroaten, Serben und Bulgaren – spielen bei May eine eher untergeordnete Rolle; ihre Schilderung streicht die Charakteristika kaum heraus, anders bei den Albanern, von den Türken Arnauten genannt. Sie seien besonders wild und kriegerisch, betont May mehrfach.

(Neu-)Griechen kommen bei May kaum vor; sie gelten aber bei ihm als eher betrügerisch, noch bei weitem mehr aber die Armenier. Warum die hochbegabten Armenier – man denkt hier unwillkürlich an Radio Erivan: „Darf man in der Sowjetunion seine Meinung frei äußern? Im Prinzip ja, aber nur einmal“ – bei May so extrem schlecht abschneiden, wird sich wohl nie ganz aufklären lassen.

Das Wesen des Persers wird bei May als aalglatt und ›mit allen Wassern gewaschen‹ dargetan; May fügt hinzu, ihm behage die rauhe ehrliche Art der Araber

---

29 Vgl. May: *Die Liebe des Ulanen* (wie Anm. 9), Band III, S. 996f.

mehr. Auch die Wesensart der Kurden wird bei May genau unter die Lupe genommen. Sie gelten bei ihm als äußerst kriegerisch und von großem Freiheitsdrang. In Deutschland besteht jetzt die Möglichkeit, die Aussagen Mays hinsichtlich der Kurden zu überprüfen.

Über die charakteristischen Eigenschaften der Inder erfahren wir bei May kaum etwas. Die großen Unterschiede, die zwischen den einzelnen indischen Völkern bestehen, blieben May offensichtlich verborgen. In Kunst und Wissenchaft nehmen z. B. die Bengalen eine herausragende Stellung ein; nach Ansicht der meisten Inder gilt für sie die Regel ›wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten‹. Das nicht indoarische, sondern drawidische Tamil-Volk in Südindien und Nord-Sri-Lanka, von den Indern oft als Volk der Bankiers und Zahlenmeister bezeichnet, kommt bei May praktisch nicht vor.

Über die Stellung, die May zu den Zigeunern (Roma u. a.) einnahm, ist schon viel geschrieben worden. Er gesteht ihnen positive Züge zu, streicht aber – besonders im *Waldröschen* und *Weg zum Glück* – die negativen Seiten dieses Wildbeutervolkes heraus.

Ähnlich ambivalent wie die Zigeuner werden bei May die Juden aufgefaßt. Es muß allerdings festgestellt werden, daß die Angehörigen dieses Volkes bei ihm meist recht schlecht wegkommen. Einen extrem negativen Charakter zeigt Judith Silberberg in *Die Felsenburg* und *Die Jagd nach dem Millionendieb;* sie ist gewiß identisch mit Judith Levi in *Der verlorene Sohn* (Beide werden unglücklich von einem Goliath geliebt). Salomon Levi, Judiths Vater, steht ihr in nichts nach. Ähnlich zu beurteilen sind ein Mädchenhändler in Triest in *Der Weg zum Glück,* ein Altwarenhändler in *Das Waldröschen,* der Geierschnabel übervorteilen will, aber von ihm selbst übers Ohr gehauen wird, ein jüdischer Gauner in Tunis in *Deutsche Herzen, deutsche Helden* u. a. Es kommen aber auch positiv einzuschätzende Juden vor. Der sehr ehrenhafte General Goldberg in *Die Liebe des Ulanen* wird von May zwar nicht als Jude bezeichnet, dürfte aber als solcher von May wegen seines Namens und anderer Eigenschaften konzipiert worden sein, wohl als getaufter Jude.[30] Es wäre also falsch, May als Antisemiten zu bezeichnen. May hat seinerzeit z. B. einem jüdischen Jungen, der seiner Werke wegen zum Christentum übertreten wollte, geraten, dem Glauben seiner Väter treu zu bleiben. Ein Antisemit hätte das gewiß nicht getan.

Ein besonderes Lieblingsvolk Mays waren die Araber, zu ihnen und ihrem kindlichen Allah-Glauben hatte er ein außerordentlich gutes Verhältnis. So schildert er die Stärken und Schwächen dieses großen Volkes, das jetzt auf zahlreiche Staaten verteilt ist, recht überzeugend. Nächst den Arabern sind es die (Osman-)Türken, die in den Orient-Werken des Dichters eine größere Rolle spielen. Ihre Charakterisierung fällt aber gegenüber der der Araber deutlich ab.

Zu erwähnen wären hier noch kurz die Saame oder Lappen, die Mongolen, Tibeter und insbesondere die Chinesen. Bei deren Charakterisierung werden z. T. allzu große Klischees gebracht, wie sie damals üblich waren, u. a. wird der Wert der chi-

---

30 Vgl. May: *Die Liebe des Ulanen* (wie Anm. 9), Band V., S. 2062–2067, bes. S. 2066.

nesischen Musik vollständig verkannt. Immerhin hat May in *Und Friede auf Erden!* diese Klischees selbst durchbrochen.

Malaien, Nikobaren und die von ihm erwähnten Südsee-Völker können wir hier wohl übergehen. Bei May findet sich kaum etwas über die Eigenarten dieser Völker. Es sei gestattet, hier etwas nachzuhelfen. Die Nikobaresen und auch Südsee-Insulaner gelten als extrem faul, wohl weil ihnen von Natur aus alles in den Schoß fällt. In Indien erzählte man sich folgende Geschichte: Ein englischer Beamter in Indien hatte einen burmesischen Diener. Dieser war ungeheuer faul, fand der Engländer. Dann sollte er auf die Nikobaren-Inseln versetzt werden. So engagierte er vorausschauend einen Nikobaren als Diener. Da erkannte der Engländer, daß sein burmesischer Diener ein Muster an Fleiß gewesen sei. Als er dann auf den Nikobaren seinen Dienst antrat, ging ihm auf, daß sein nikobarischer Diener gegenüber seinen Landsleuten noch enorm fleißig war. H. Neffgen beschreibt den Samoaner als „liebenswürdig, bieder und freundlich, dabei aber faul bis zum Exzeß, er verspricht einen Sack voll, und was er ausführt, geht in einen Fingerhut: er vergißt alles!“[31]

Kommen wir nach Schwarzafrika. Der Dichter bringt u. a. dem Leser die furchtbaren Leiden der nilotischen Sklaven im Sudan nahe. Aus Südafrika berichtet er über die rührende Anhänglichkeit des schwarzen Dieners Quimbo, eine Eigenschaft, die sich wiederfindet bei verschiedenen schwarzen Dienern und Begleitern in den USA, Massa Bob u. a.

Damit sind wir bereits in Amerika. Den Indianern, besonders denen in Nordamerika, gilt Mays große Liebe. Zahlreiche Stämme werden bekanntlich in seinen Werken erwähnt, und viele Angehörige dieser Stämme treten handelnd auf. Leider konnte May zu seiner Zeit noch nicht die erheblichen Unterschiede, die es zwischen den einzelnen Stämmen, eigentlich Völkern, gibt, kennen, und so werden seine Indianer fast alle über einen Kamm geschoren. Sie verhalten sich plus minus wie Dakhotas/Lakhotas (= Sioux), also wie das damals bestbekannte Volk. An sich war von diesem Standpunkt aus die Schilderung nicht ungeschickt, wenn auch nicht grundsätzlich zutreffend. So mußte sich May mehrfach dem Vorwurf aussetzen, seine Indianer hätten eigentlich alle eine ›deutsche Seele‹ – ein vernichtendes Urteil, das aber nur ganz bedingt stimmen dürfte.[32]

Als vom Schema des Prärie-Indianers, Typ Sioux, abweichende Völkerschaften kennt May nur noch die sogenannten Pueblo-Völker, deren relativ hohe Kulturstufe May weidlich verkennt.

An Personen aus dem indianischen Bereich, die historisch sind, wären vor allem zu nennen der Zapoteke Benito Juárez, erst Oberrichter, später Präsident von Mexiko und der General Méjia, die ›rechte Hand‹ Kaiser Maximilians im *Waldröschen.* Beide erfahren eine glaubhafte Beschreibung, aber es handelt sich hier natürlich um Einzelpersonen. Indianische Völker aus Mexiko, wie Mixtecas, werden bei May

---

31 H. Neffgen: Grammatik der samoanischen Sprache. Wien, Leipzig, o. J. S. 2f.

32 Vgl. Aleksandra Bochenek: Romantik und Tragik der Indianer in der „Winnetou“-Trilogie von Karl May. SoKMG 117/1998.

wie Prärie-Indianer aufgefaßt oder bleiben in ihrer Charakteristik enorm blaß, ähnlich wie die nur in wenigen (drei) Bänden vorkommenden Indios aus Südamerika, bei denen sich nur die Nachkommen der Inkas (Ketschua) ein wenig abheben. Mays Kenntnisse waren auf diesem Sektor nicht gerade umwerfend.

Soweit diese gedrängte zusammenfassende Revue. In welchem Umfang May diese Schilderungen gelungen sind oder nicht, wäre eine lohnenswerte Aufgabe zukünftiger May-Forschung. Leider kann man May nicht ganz von dem Vorwurf freisprechen, er habe nicht selten subjektive Wertungen einfließen lassen. In einer Hinsicht aber war dies bei der ihm zugrundeliegenden Absicht unvermeidlich.

Der Schriftsteller ging unverkennbar von einem dualistischen, man könnte fast sagen zarathustrischen Weltbild aus, dem Kampf der guten Mächte gegen die bösen. Und da war es nicht zu umgehen, daß z. B. bei den Indianer- und auch Araberstämmen einige die Rolle der Guten, andere die der Bösen übernehmen mußten. So fungieren die Apachen (Ausnahme: Mogollons), Navahos, Shoshonen, Tonkawas, Mixtecas u. a. als die positiven Stämme, die Comanche, Kiowas, Utahs, Sioux, Yumas und vor allem Bloods (ein Blackfoot-Stamm) als negative Gegenspieler. Einige Stämme stehen gewissermaßen in der Mitte, so etwa die Crows, Osagen, Cheyenne. Ähnliches gilt für die Stämme der Araber und Kurden. Bezüglich der ›bösen‹ Indianervölker wird aber von May sehr häufig eingeräumt, sie seien erst durch die skrupellosen Weißen verdorben und an den Abgrund geführt worden, eine Behauptung, die nicht immer aus der Luft gegriffen ist.

Es gibt noch einiges nachzutragen. Mehrfach wurden US-Amerikaner erwähnt. Nun sind die USA ebenso wie Mexiko, Indien usw. – oder in Europa Belgien, Schweiz u. a. – Viel- bzw. Mehrvölkerstaaten. Dementsprechend kann in diesen Ländern an sich so etwas wie ein Volkscharakter nicht existieren. Für Belgien trifft dies mit einiger Sicherheit auch zu. Aus dem zahlreichen Völkergemisch der USA hat sich aber im Laufe der Zeit doch so etwas wie eine innere Gemeinschaft mit ganz speziellen Eigenschaften herausgebildet entsprechend einem Volkscharakter; man könnte hier von Nationalcharakter reden. Bezüglich der Schweiz muß die Frage noch offen bleiben.

Noch ein Punkt – und zwar ein recht heikler – sei hier ganz kurz angeschnitten. Es geht um die jetzt häufig diskutierte Frage, ob es möglich sei, die ethnische Zugehörigkeit zu wechseln oder eine andere anzusetzen als die durch Geburt gegebene.

Zunächst einmal soll festgehalten werden, daß ›Staats‹-Angehörigkeit aufgegeben und eine andere angenommen werden kann; auch doppelte Staatsangehörigkeit ist möglich. Anders verhält es sich aber mit der ›Volks‹-Angehörigkeit, also der Zugehörigkeit zu einer ethnischen, nicht politischen Einheit. Dieser wichtige Unterschied wird heutzutage oftmals gern verwischt bzw. sogar letztere Zugehörigkeit schlicht geleugnet, weil eindeutig klar ist, daß Volkszugehörigkeit nicht willkürlich geändert werden kann, sondern biologisch durch die Gene, die ererbt werden, festliegt. So kann ein Mensch, der durch seine Eltern Angehöriger eines Volkes A ist, nicht durch Willensentscheidung, auch bei noch so langem Aufenthalt im Volk B, Angehöriger des Volkes B werden. Selbst dann, wenn ein Kind, das zu Volk A gehört, ausschließlich beim Volk B gelebt hat und auch die Sprache A nicht kennt,

sondern nur die Sprache B spricht, kann es biologisch gesehen nur als Angehöriger des Volkes A gerechnet werden. Das ist genetisch unweigerlich vorprogrammiert. Wie ein Schäferhund niemals sich in einen Husky verwandeln kann, so auch kann z. B. ein Türke, dessen Eltern Türken sind, kein Deutscher (dem Volke nach) werden, obschon er natürlich die deutsche Staatsbürgerschaft erwerben kann.

Dieser eindeutige Sachverhalt wird vielfach jetzt geleugnet. Deutscher, Engländer usw. sei man durch Akkulturation, heißt es, also letztlich durch äußeren Einfluß. Das bedeutet eo ipso, daß der Mensch bei seiner Geburt – zumindest in dieser Hinsicht – eine Tabula rasa sein soll, eine These, die längst widerlegt ist. Vgl. hierzu in *Die Liebe des Ulanen*: Dort äußert sich der sich als Polen ausgebende Maler Schneffke auf die Frage, ob er *»wohl ein Deutschpole«* sei, wie folgt: *»Welche Frage. Giebt es wohl französische Kirgisen, oder giebt es Deutschkalmucken? Pole ist Pole. Verstanden?«* Und dann: *»Ja, wenn man mir Polen anrührt, so kann ich sehr leicht in Affect geraten.«*[33]

Während hierzulande diese unwissenschaftliche These wegen der damit verknüpften ›Weltoffenheit‹ u. dgl. mehr und mehr an Boden gewinnt, lassen es z. B. die Israelis bei dem biologisch korrekten Prinzip der Abstammung. Jude kann danach nur sein, wer von einer jüdischen Mutter abstammt. Diese Aussage entspricht gewiß den Tatsachen, und sie muß dann konsequenterweise auch für alle gelten. Danach ist Deutscher (im ethnischen Sinne) nur, wer von einer deutschen Mutter abstammt.

Somit erledigt sich z. B. das Problem ›können Juden Deutsche sein‹ ganz von selbst. Sie können deutsche Staatsbürger sein, also Deutsche im staatsrechtlichen Sinne, aber nicht im ethnischen. Das sollte klar auseinandergehalten werden.

Bei dem Stichwort ›Abstammung von einer ... Mutter‹ sind wir auch schon bei dem Problem der Abstammung von Elternteilen, die zu verschiedenen Völkern zählen. Solche Kinder gehören dann faktisch tatsächlich je zur Hälfte zu beiden Ethnien. Aus welchen Gründen auch immer kann dann eventuell der eine oder andere Anteil als ausschlaggebend angesehen werden, oft ist es der der Mutter (›Pater semper incertus est‹). Aus äußerlichen Umständen heraus kann allerdings auch das väterliche Erbe als dominant angesehen werden.

Hier ein markantes Beispiel aus Karl Mays Roman *Die Liebe des Ulanen.* Der Deutsche Hugo von Königsau heiratete die Französin Margot Richemonte. Beider Sohn Gebhard war somit zu 50% Franzose und zu 50% Deutscher. Gebhard heiratete die Französin Ida de Rallion; somit war ihr Sohn Richard zu 75% ein Franzose, also biologisch mehr Franzose als Deutscher. Wegen der Erziehung und des Aufwachsens in Deutschland rechnen bei May beide, Sohn Gebhard und Enkel Richard als Deutsche, was strenggenommen nicht korrekt ist.

---

33 Vgl. May: *Die Liebe des Ulanen* (wie Anm. 9), Band IV, S. 1521.

Axel Delorme

# Marion Ames Taggart, Benziger Brothers und Karl May

## 1. Nachtrag

Vor kurzem wurde im Rahmen einer Arbeit über die vor gut 100 Jahren von Marion Ames Taggart veröffentlichten Karl-May-Adaptionen auch eine vorläufige Bibliographie dieser Ausgaben veröffentlicht (Delorme 2001). Inzwischen wurden weitere Auflagen bekannt, die im Folgenden vorgestellt werden sollen.

Von besonderem Interesse ist eine bislang unbekannte Auflage von *The Treasure of Nugget Mountain,* weil sie auf der Titelseite die Angabe "THIRD EDITION" enthält, womit vom Verlag erstmalig ein Hinweis zur Anzahl der Auflagen gegeben wird. Die Ausgabe enthält kein Erscheinungsjahr, dieses kann jedoch anhand des anhängenden Verlagsverzeichnisses mit 1907 abgeleitet werden. Damit steht gleichzeitig fest, dass es zwischen dem Ersterscheinungsjahr 1898 und 1907 eine zweite Auflage gegeben haben muss, die bislang nicht sicher nachgewiesen werden konnte.

Von *Jack Hildreth on the Nile* waren bislang nur zwei Ausgaben bekannt. Nunmehr ist eine dritte aufgetaucht, die in den Angaben zum Verlag auf der Titelseite sowie im anhängenden Verlagsverzeichnis mit der zuvor beschriebenen Ausgabe des *Treasure* übereinstimmt und deshalb ebenfalls ins Jahr 1907 datiert werden kann.

Und schließlich ist mir eine weitere Auflage von *Winnetou the Apache Knight* in die Hände gefallen, deren Erscheinungsjahr sich mit 1926 ableiten lässt.

### Ergänzungen der vorläufigen Bibliographie der May-Bearbeitungen von Marion Ames Taggart

| Angaben zum Autor | Angaben zum Verlag | | angegebenes (abgeleitetes) Ausgabejahr |
|---|---|---|---|
| **WINNETOU, THE APACHE KNIGHT** | | | |
| BY<br>MARION AMES TAGGART | New York, Cincinnati, Chicago:<br>BENZIGER BROTHERS | | (1926 oder 1927) |
| **THE TREASURE OF NUGGET MOUNTAIN** | | | |
| ADAPTED FOR OUR BOYS AND GIRLS FROM C. MAY<br>BY<br>MARION AMES TAGGART | New York, Cincinnati, Chicago:<br>BENZIGER BROTHERS, | | *THIRD EDITION*<br>(1907) |
| | PRINTERS OF THE HOLY APOSTOLIC SEE | PUBLISHERS OF BENZIGER'S MAGAZINE | |

## JACK HILDRETH ON THE NILE

| | | | |
|---|---|---|---|
| *Adapted from the Original of C. May*<br>By MARION AMES TAGGART,<br>Author of "Loyal Blue and Royal Scarlett," "The Blissylvania Post Office," etc. | New York, Cincinnati, Chicago:<br>BENZIGER BROTHERS,<br>PRINTERS OF THE HOLY APOSTOLIC SEE | PUBLISHERS OF BENZIGER'S MAGAZINE | (1907) |

Es spricht einiges dafür, dass die zusammen gehörenden Fortsetzungsbände *Winnetou* und *Treasure* jeweils im gleichen Jahr oder in unmittelbar aufeinander folgenden Jahren neu aufgelegt wurden. Folgende Erscheinungsjahre sind bislang bekannt geworden (abgeleitete Daten in Klammern): 1898, (19XX), (1907 = 3. Auflage), 1914, (1922), (1926), (1928/29).

Als überraschendes Ergebnis ist festzuhalten, dass Taggart mit ihrer Winnetou-Bearbeitung doch einen gewissen Erfolg verzeichnet haben muss, sonst wäre diese nicht innerhalb von drei Jahrzehnten in mindestens sieben Auflagen erschienen. Old Shatterhand und Winnetou sind offenbar doch einer größeren Zahl amerikanischer Leser bekannt geworden als bislang angenommen, wobei allerdings ihr Schöpfer Karl May unbeachtet blieb.

Von *Jack Hildreth on the Nile* sind deutlich weniger Nachweise bekannt. Dies kann darauf zurückzuführen sein, dass Taggarts Mahdi-Adaption bei ihren Lesern weniger Anklang gefunden hat als die im eigenen Land spielenden Winnetou-Bände. Dann wäre es plausibel, wenn die Mahdi-Bearbeitung weniger Auflagen erlebt hätte als die Winnetou-Bearbeitung. Gesichert ist das bislang jedoch nicht. Heute sind drei Ausgaben bekannt: die Erstausgabe von 1900, eine Neuauflage von (1907) und eine dritte, noch nicht datierte Auflage.

### Literatur:

Delorme, Axel (2001): Marion Ames Taggart, Benziger Brothers und Karl May. M-KMG Nr. 128, S. 16.

Michael Rudloff

# Dan Damai di Bumi

Nein, nein, es war nicht das Druckfehlerteufelchen, das zu dieser Überschrift führte! Die Worte ›Dan Damai di Bumi‹ haben durchaus etwas mit Karl May zu tun, und lassen es sogar – wie könnte es bei unserem Autor anders sein? – gleich in mehrfacher Hinsicht zu, auf das Thema dieses Aufsatzes hinzuleiten. Um aber die vordergründigste Frage sofort zu beantworten, sei es all jenen, die sich nicht sofort an die Meldung in den KMG-Nachrichten Nr. 128 (Seite 60) erinnern, verraten, dass ›Dan Damai di Bumi‹ indonesisch ist und den Buchtitel *Und Friede auf Erden!* wiedergibt. Kaum ein anderer Buchtitel dürfte besser zu einem Artikel über Karl May und Indonesien passen, als ausgerechnet *Dan Damai di Bumi! / Und Friede auf Erden!*, berührt doch die Reiseroute in diesem pazifistischen Spätwerk Karl Mays jene Region, über die nachfolgend zu berichten ist.

Dieser Aufsatz soll in erster Linie über die Aktivitäten der Indonesischen Karl-May-Freunde informieren und aufzeigen, was auf der anderen Seite der Welt, im Reich der abertausend Inseln (Indonesien besteht aus 13.677 Inseln!) in Bezug auf Karl May bereits alles entstanden bzw. noch im Werden ist. Es kann sicherlich nicht als selbstverständlich hingenommen werden, dass sich in einem islamischen Land auf der anderen Seite des Globus Karl-May-Begeisterte zusammengefunden haben, um sich über ihr Hobby austauschen zu können.

## Karl May und Indonesien

Um es vorweg zu nehmen, Karl May verwendet das Wort ›Indonesien‹ in keinem seiner Werke. Er konnte dies allerdings schon deshalb nicht tun, weil es zu seiner Zeit noch gar keinen Staat dieses Namens gab. Wenn wir uns allerdings vergegenwärtigen, dass Indonesien den Hauptteil des Malaiischen Archipels mit den Großen Sundainseln Borneo (ohne den Nordwesten), Sumatra, Java und Celebes, den Kleinen Sundainseln (Bali, Lombok, Sumbawa, Flores, Sumba, Aloriinseln, Roti, West-Timor), den Molukken sowie Irian Jaya, den Westteil Neuguineas, umfasst, dann tauchen sehr wohl Namen und Bilder vor unserem inneren Auge auf, die mit Karl May in Verbindung gebracht werden können.

An erster Stelle wird man sicherlich an Mays große – schicksalsträchtige – Orientreise denken, die ihn von Colombo kommend (Abfahrt am 28.10.1899) mit dem Dampfer ›Vindobona‹ des Triester Lloyd nach Penang auf Sumatra brachte (Ankunft am 2.11.). Von dort aus querte er dann die Straße von Malakka und fuhr am 4.11.1899 mit der ›Coen‹ weiter nach Padang (Ankunft 10.11.), von wo es nach längerem Aufenthalt am 24.11.1899 mit dem Rotterdamer-Lloyd-Dampfer ›Bromo‹ zurück nach Port Said ging. Diese Reise und die innere Wandlung, die er in dieser Zeit durchmachte (in Padang erlitt May ja einen achttägigen Zusammenbruch), spiegeln sich sehr stark in *Und Friede auf Erden! / Dan Damai di Bumi!* wider.

Dass besonders auch Band 11 der Gesammelten Reiseerzählungen einen starken Bezug zur Inselwelt Südost-Asiens – und damit zu jener Region, um die es uns hier geht – hat, beweist schon dessen Titel *Am stillen Ocean.* Weniger bekannt dürfte

hingegen sein, dass die im Jahrgang 1907/08 in der illustrierten Jugendzeitschrift ›Efeuranken‹ veröffentlichte Erzählung *Schamah* zeitlich in unmittelbarem Anschluss an die obige Asienreise Mays spielt. Karl May vermerkt zu Beginn jener Erzählung ausdrücklich, dass er von Sumatra nach Ägypten gekommen sei, um dort mit seiner Frau zusammenzutreffen.

Genauso beiläufig wird Sumatra im Doppelroman *Scepter und Hammer / Die Juweleninsel* erwähnt, als Alphons Maletti – ein Franzose, der als Leutnant in englischen Diensten stand und Kriegsminister des Maharadschas Madpur Sing von Augh wurde – nach dem Überfall des Königreiches Augh der Schwester des dortigen Maharadschas, Rabbadah, zur Flucht verhilft. Maletti und Rabbadah versuchen die vom Maharadscha geerbten ungeheuren Schätze außer Landes zu bringen. Mit dem Schnellsegler Bahadur, der die Andamanen und Nikobaren duplierte und sich im Westen von Sumatra gerade nach Süden hielt, um dann mit dem Passat gerade Ost auf Java zu gehen, gelang es dem Liebespaar Maletti–Rabbadah, Indien zu verlassen. Dass die Reise auf der geheimnisvollen Juweleninsel enden sollte, konnte zu diesem Zeitpunkt der Romanhandlung niemand ahnen. Im Kapitel *Der Bowie-Pater* ist dann bezüglich jener geheimnisvollen Insel ergänzend zu erfahren, dass sie im Busen von Bengalen, zwischen Ceylon und Sumatra liegt, sehr klein ist und zu den Nikobaren gerechnet werden könnte.

Auch Mays 1882 im ›Deutschen Hausschatz‹ veröffentlichte Erzählung *Robert Surcouf – Ein Seemannsbild*, die im Jahre 1894 unter dem Titel *Ein Kaper* als erste Abteilung in das Buch *Die Rose von Kaïrwan* übernommen wurde, führt den Leser in jene Region, die uns hier interessiert. Der Winnetou-Trilogie wiederum ist die Erkenntnis zu entnehmen, dass in San Francisco sowohl der Mongole aus den Hochebenen Asiens, der Parsi aus Kleinasien oder Indien, der Malaie der Sunda-Insel und der Chinese vom Strande des Yang-tse-kiang zu treffen ist.

Eine weitere May'sche Erkenntnis (auch) über die Bewohner Indonesiens ist der in den Jahren 1888/89 erschienenen Jugenderzählung *Kong-Kheou, das Ehrenwort* zu entnehmen, die seit 1894 unter dem Titel *Der blau-rote Methusalem* im Buchhandel zu erwerben ist. Dort beschreibt May einen Zwiebelröster, dem der Duft derselben in Nase und Augen drang. Als er daraufhin einen wahren Sprühregen in seine kräftig duftenden Scheiben hinein nieste und dabei förmlich A – a – abziehhhh brüllte, versichert uns May, dass sich dieser Laut auf der ganzen Erdenrunde gleich bleibt. *Der Mongole, der Kaffer, der Indianer und der Malaye, die erste Hofdame des Kaisers der Reußen und die koboldartige Frau des Papuaaustraliers, sie alle, alle niesen a – a – abziehhhh.*

In *Und Frieden auf Erden!* beantwortet ›Charley‹ die Frage, ob die Malaien denn wirklich so ganz bildungslose Barbaren seien, wie folgt:

> *»Keineswegs, Sir,« antwortete ich. »Von den malajischen Büchern, die ich selbst besitze, will ich gar nicht sprechen. Aber die Literatur dieser Rasse ist eine sehr selbständige und vielseitige. Es gibt ganz ausgezeichnete Schriften in den Sprachen, welche wir als Tagala, Pampanga, Iloco, Vicol, Ibanak, Visaya, Favorlang, Atschin, Battak, Lampong, Dayak, Java, Sunda, Alfurisch, Makassarisch und Malagasi bezeichnen. Ich könnte sogar noch mehr nennen. Von diesen Werken will ich nur eini-*

*ge erwähnen. Die große Kunstdichtung Bidasari, die fünf Pandawa, Ken-Tambuhan, Indra Laksana, Kalila und Dimnah, Panschatantra, Ardjuna-Sasrabahu, Bharata yuddha, Wiwaha, die kosmogonische Manik-Maya, Padjadjaran, Kartasura, Mataram, Demak, Tana, Djawi, Giranti, Adji, Saka, Damar Wulan, Djaja lenkara, Menak, Radja, Pirangon, Pandji, Lampahlampahannipun – – –«*

*»Haltet ein, haltet ein, Charley!« rief bei diesem langen Worte der Governor aus. »Ich habe genug gehört, mehr als genug, um nun zu wissen, wie sehr ich mich in diesen Malaien irrte, die ich bisher für geradezu dumm, für bildungsunfähig gehalten habe!«*

*»Dumm?« fragte ich. »Ich sage Euch, daß sie sogar Bücher über die ›Seerechte‹ besitzen, welche bis achthundert Jahre zurück in die Vergangenheit greifen! Das ist eine rechtliche, eine juridisch geschichtliche Materie, also Prosa. Was die Kunstleistung, also die Poesie betrifft, so steht sie hinter der Prosa keineswegs zurück. Es gibt da berühmte Werke, welche sogar in abendländische Sprachen übersetzt worden sind. Eigentümlich ist, welche Worte der Malaie für Prosa und Poesie besitzt. Im Umgang unterscheidet er sehr streng zwischen der ›vertraulichen‹ und der ›höflichen‹ Rede. Die vertrauliche oder ›duzende‹ heißt Ngoko und die höfliche Krama. Die Prosa ist Ngoko und die Poesie Krama. Nur bei den erzählenden oder beschreibenden Stellen darf die Poesie sich der ›duzenden‹ Redeweise bedienen.«*

Dass sich Karl May auf dem Höhepunkt der ›Old-Shatterhand-Legende‹ in einem Schreiben an einen seiner Verehrer u. a. auch brüstete, Malaiisch und verschiedene

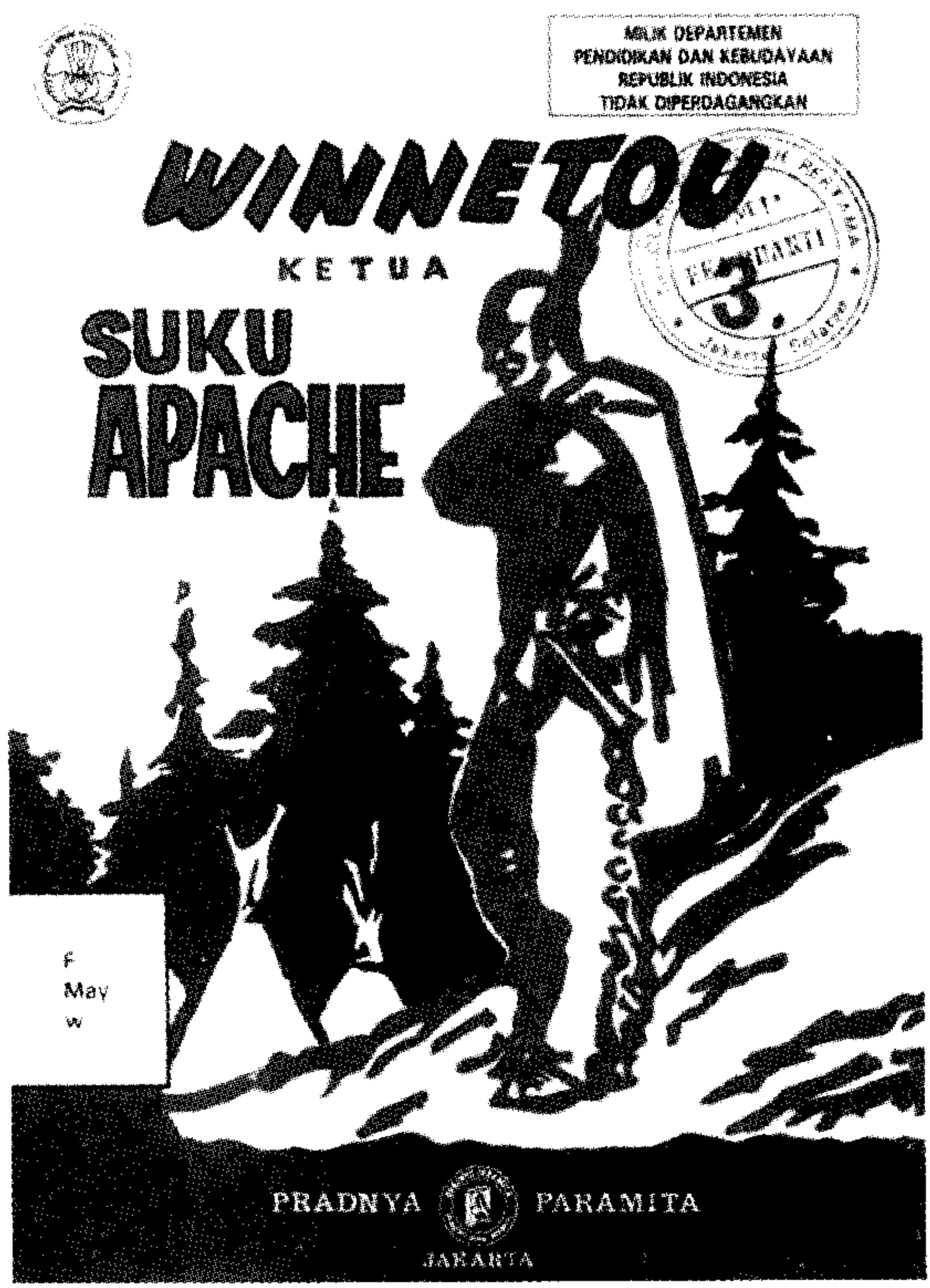



Abb. 1. *Winnetou Ketua Suku Apache / Winnetou I.* Diese Ausgabe wurde in einer Auflage von 40.000 Stück gedruckt. Da Bücher aus dem Bereich ›fiction‹ in Indonesien meist in einer Auflage von 3.000, manchmal 5.000 oder in seltenen Fällen 10.000 Stück erscheinen, zählt diese Auflage zu denen mit den höchsten Stückzahlen.
Das Buch war nicht für den Handel bestimmt, sondern galt als Eigentum des Kultusministeriums und wurde an die Schulbibliotheken des Landes verteilt. Die Kennzeichnung „F, May, w" ist nicht aufgeklebt, sondern, da die Ausgabe von vorneherein für die Schulbibliotheken bestimmt war, Bestandteil der Duckvorlage (F = Fiction, May = Autor, w = Winnetou [?]) - Vielleicht das weltweit einzige May-Buch mit einer aufgedruckten Bibliothekssignatur!

Sunda-Idiome zu sprechen (*Ich spreche und schreibe: Französisch, englisch, italienisch, spanisch, griechisch, lateinisch, hebräisch, rumänisch, arabisch 6 Dialekte, persisch, kurdisch 2 Dialekte, chinesisch 2 Dialekte, malayisch, Namaqua, einige Sunda-Idiome, Suaheli, Hindostanisch, türkisch und die Indianersprachen der Sioux, Apachen, Komantschen, Snakes, Uthas, Kiowas nebst dem Ketschumany 3 südamerikanische Dialekte. Lappländisch will ich nicht mitzählen.*), sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben.

## 50 Jahre indonesische Karl-May-Ausgaben

Pandu Ganesa, der Sprecher der Indonesischen Karl-May-Freunde, weiß zu berichten, dass Karl May in seinem Heimatland seit 1919 gelesen wird. Da Indonesien zu jener Zeit noch eine niederländische Kolonie war, waren es allerdings holländische Karl-May-Ausgaben, die dort ›Verbreitung‹ fanden. Von einer Streuung in breitere Bevölkerungsschichten wird man somit nicht ausgehen können, da einer solchen schon allein die Sprachbarriere entgegen stand. Doch waren Mays Werke zumindest der Oberschicht zugänglich und sprachen bei den Lesern – wie die Quellen angeben – Gefühle von Unabhängigkeit und Freiheit an. Nachdem Indonesien im Jahre 1949 seine endgültige Unabhängigkeit erhalten hatte, begann im Jahre 1950 eine dort ansässige holländische Firma die Werke Mays ins Indonesische zu übersetzen und herauszugeben (*Der Ölprinz*, *Winnetou III*, ›Winnetous Erben‹, *In den Schluchten des Balkan*).

Abb. 2. *Winnetou Kepala Suku Apache / Winnetou I;* hier der vierte von insgesamt sechs Bänden. Diese – sehr seltene – Ausgabe ist vollständiger als die gemäß Abb. 1. Die unterschiedliche Schreibweise *Ketua* bzw. *Kepala* ist ohne Belang.

Abb. 3. *Radja Minyak* (auch *Raja Minyak*) / *Der Ölprinz.*

Im Jahre 1958 wurden dann in Indonesien alle niederländischen Firmen – und damit auch der Verleger der ersten Karl-May-Reihe – ›nationalisiert‹, das heißt enteignet und verstaatlicht. Glücklicherweise wurde das Publikationsprogramm hierdurch nicht beeinträchtigt. So kamen bis in die Mitte der achtziger Jahre hinein immer wieder neue Übersetzungen (holländischer Vorlagen) in den Handel. Wenn man bedenkt, dass in Indonesien innerhalb von vierzig Jahren immerhin 30 Karl-May-Bände (vgl. Nr. 1–29 und 31 der Liste im Anhang) übersetzt und veröffentlicht wurden, muss man schon staunen. Da kann manch ein europäisches Land nicht mithalten!

Leider kann hier aber keine ›unendliche (Erfolgs-)Geschichte‹ wiedergegeben werden. Der Verlag, in dem die meisten der oben erwähnten Übersetzungen herauskamen (Verlag Pradnya Paramita, Jakarta), wirtschaftete nämlich im Laufe der Jahre immer mehr ab. So sind heute zwar theoretisch noch fast alle seiner 25 Karl-May-Titel zu haben, doch findet keinerlei Vermarktung statt. Mittlerweile unterhält der Verlag lediglich noch ein Ladenlokal am Rande von Jakarta, von dem aus aber weder Marketing noch ein regelrechter Vertrieb (z. B. auf die anderen Inseln Indonesiens) betrieben wird. Zu all dem kommt noch die Feststellung, dass die vorgenannten Bücher was Aufmachung und Qualität anbelangt – nach Einschätzung unseres indonesischen Gewährsmannes – als hässlich, schlecht und ärmlich zu bezeichnen sind. Vor dem Hintergrund dessen muss man es noch nicht einmal als Unglück bezeichnen, dass der Verlag vergangenes Jahr auf Anfrage erklärt hat, dass er keine weiteren Karl-May-Übersetzungen und -Veröffentlichungen herauszubringen gedenkt.

Abb. 4. *Surat Wasiat Inca / Das Vermächtnis des Inka.* Das Buch misst 15 x 10 cm und hat einen Umfang von lediglich 100 Seiten. Anmerkung eines indonesischen Karl-May-Freundes dazu: "The question, will you understand the story? Simple answer: no!"

Außer den bereits erwähnten Karl-May-Büchern in der offiziellen Landessprache (Bahasa-Indonesia) gibt es übrigens noch eine weitere Veröffentlichung, und zwar in Sundanesisch. Zum besseren Verständnis muss man wissen, dass die Bevölkerung Indonesiens durch ethnische (rd. 360 Ethnien) und kulturelle Vielfalt gekennzeichnet ist. So existieren außer der offiziellen Landessprache mehr als 250 Regionalsprachen und mehrere hundert Dialekte. Sundanesisch ist eine eigenständige Sprache, die vorwiegend im westlichen Drittel Javas gesprochen wird. Auf Sundanesisch liegt ein Drittel von *Winnetou I* vor. Ein Drittel deshalb, weil es dort üblich ist, Bücher in drei Teilen auf den Markt zu bringen.

Auch wenn es schade ist, dass zur Abrundung der Winnetou-Trilogie noch acht Bücher fehlen, so beruhigt doch die Auskunft, dass die sundanesische Ausgabe von

der Aufmachung her weitaus besser ausfällt, als dies bei den indonesischen Büchern der Fall ist.

Zu erwähnen sind noch mindestens dreizehn indonesische Comic-Veröffentlichungen, die mit Karl May zu tun haben (vgl. Nr. 33–45 der Liste im Anhang).

Ein Kuriosum bleibt übrigens noch anzumerken. Obschon Karl May sowohl in den indonesischen als auch in der sundanesischen Veröffentlichung mit dem Doktortitel beehrt wird, ist doch jeweils etwas unterschiedliches gemeint. Während der Titel in der offiziellen Landessprache als ›Dr. phil.‹ aufzufassen ist, ist in der sundanesischen Version ein ›Dr. med.‹ gemeint. So oder so, Karl May hätte sich über beide Titel gefreut!

**Neue indonesische Karl-May-Übersetzungen**

Pandu Ganesa, der Motor der Karl-May-Freunde in Indonesien, wollte sich mit dem oben geschilderten Sachstand nicht zufrieden geben. Um abzuklären, ob denn Interesse an der Herausgabe weiterer Karl-May-Bücher besteht, und um die Meinung der Leser zu erfahren, kreierte er eine äußerst sehenswerte Internet-Web-Site. Die daraufhin bei ihm eingehenden Reaktionen waren derart positiv, dass mittlerweile die Initiative zur Übersetzung und Veröffentlichung der Karl-May-Bücher *Und Friede auf Erden!* und *Am stillen Ozean* ergriffen wurde. Beide Bücher sollen nach dem Willen der Indonesischen Karl-May-Freunde baldmöglichst erscheinen. Entsprechenden Erfolg vorausgesetzt, sollen weitere Titel folgen. So bestehen auch schon konkrete Pläne, demnächst die Winnetou-Trilogie in Angriff zu nehmen und neu herauszugeben.

Wie weltumspannend und effektiv bislang vorgegangen wurde, zeigt die Übersetzung von *Und Friede auf Erden!*. Anfang des Jahres wurde mit ihr begonnen, nach einem guten halben Jahr ist sie bereits abgeschlossen. Übrigens konnte sie dank der Mithilfe Hermann Wiedenroths unter Zugrundelegung eines Bandes der historisch-kritischen Ausgabe erfolgen. Nunmehr konzentrieren sich die Bemühungen auf die Herausgabe der beiden vorgenannten Bücher.

Als Übersetzer fungierte übrigens ein Indonesier, der sein Leben in Deutschland verbracht und bereits als zehnjähriger mit Begeisterung Karl May in deutscher Sprache gelesen hatte. Mittlerweile gibt es drei weitere Karl-May-Freunde, die sich für Übersetzungen angeboten haben.

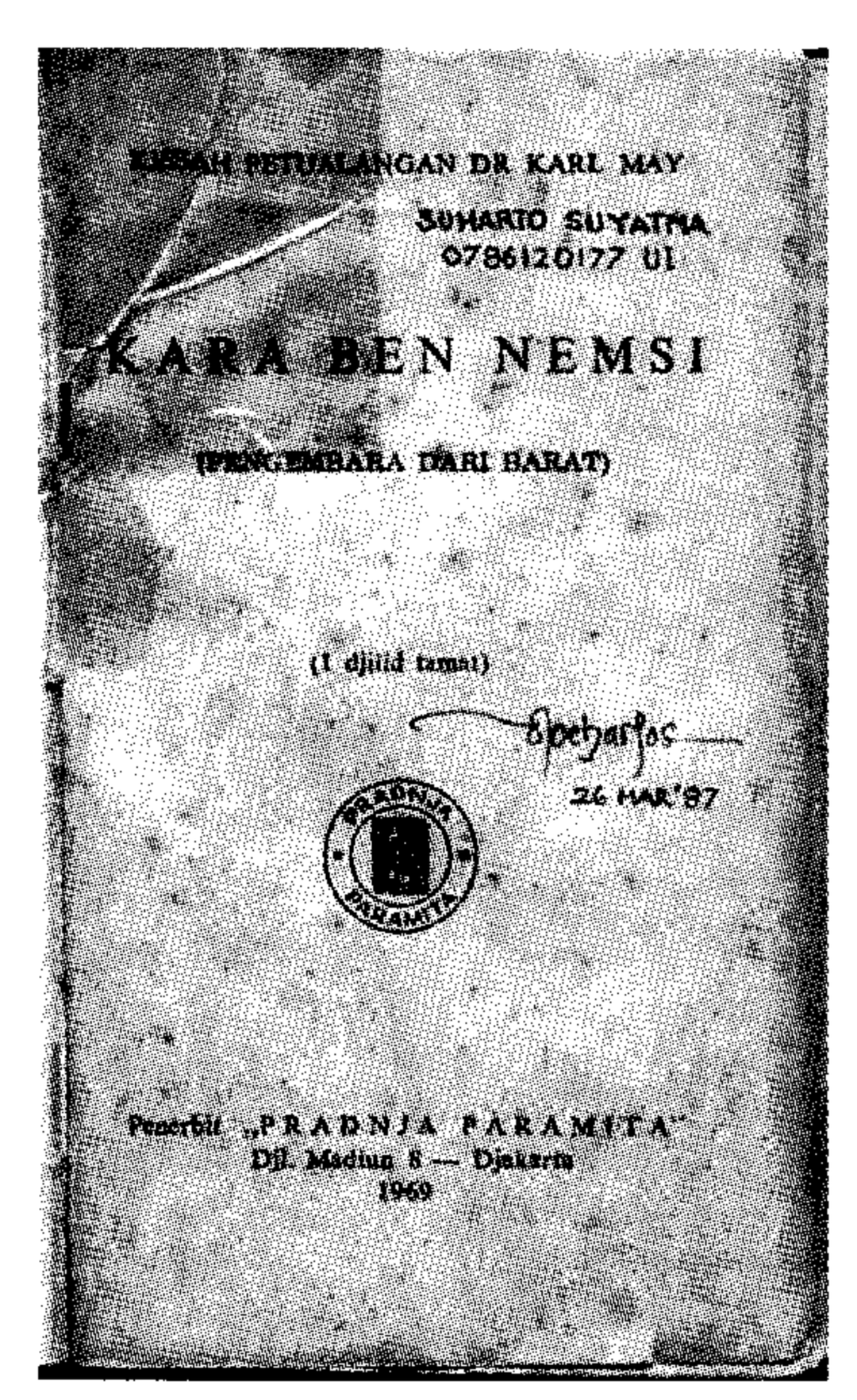



Abb. 5. *Kara Ben Nemsi / Durch die Wüste.* Der Umfang dieser Veröffentlichung beträgt ungefähr 300 von ursprünglich 600 Seiten. Eine weitere Ausgabe, die derart gekürzt wurde, dass sie unverständlich ist.

Schwierigkeiten bereitet nebenbei bemerkt die Tatsache, dass ein ins Indonesische übersetzter Satz ungefähr anderthalbmal so lang ist, wie im Deutschen. Dass dann aus einer 660-seitigen Vorlage ein Werk im Umfang von 990 Seiten wird, zwingt zu Kompromissen. Deshalb werden die Indonesischen Karl-May-Freunde einen Spagat zwischen Texttreue einer- und Finanzierbarkeit andererseits leisten müssen.

**Indonesische Karl-May-Freunde**

Wenn man sich die Situation in Indonesien vor Augen führt und mit jener bei uns vergleicht, wird klar, dass es den Freunden in Indonesien nicht möglich ist, sich regelmäßig zu treffen und auf persönlicher Ebene Kameradschaft zu pflegen. Nicht nur, dass die Entfernungen im Land der abertausend Inseln viel zu groß sind (in Indonesien gibt es drei verschiedene Zeitzonen!), auch lässt sich die Infrastruktur nicht mit der hiesigen vergleichen. Gemeinsame Treffen mit persönlichem Erfahrungs- und Gedankenaustausch bieten sich dort einfach nicht an. Stattdessen gibt es die bereits erwähnte Internet-Site (über 2.000 Zugriffe in sechs Monaten) und eine Karl-May-Mailing-Liste.

Obwohl die monatlich aktualisierten Internet-Seiten der Indonesischen Karl-May-Freunde in der offiziellen Landessprache gehalten sind, und man die Texte somit – normale, mitteleuropäische Sprachkenntnisse unterstellt – nicht verstehen wird, sind sie doch sehenswert. Wer sich das Vergnügen bereitet, die betreffenden Internet-Seiten durchzuklicken, wird immer wieder erstaunt sein, was es da alles zu finden gibt. Gar manche Überraschung (wie zum Beispiel Abbildungen von Buchdeckeln fremdsprachiger Karl-May-Ausgaben [z.B. finnische, litauische, polnische, russische]) entschädigt dafür, dass man die umfangreichen Texte nicht versteht.

Auch die Mailing-Liste entwickelte sich über alle Maßen erfolgreich. Innerhalb kürzester Zeit nahmen mehr als 100 Personen an ihr teil. In einem Land, in dem ein PC mit E-Mail- oder gar Internet-Anschluss noch nicht zu den Selbstverständlichkeiten gehört, ist dies äußerst beachtlich. Man braucht kein Hellseher zu sein, um vorauszusehen, dass die Zahl der Teilnehmer an der Mailing-Liste nach der Veröffentlichung von *Dan Damai di Bumi!* spürbar ansteigen wird. *Dan Damai di Bumi!* und die ebenfalls zu erwartende Übersetzung von *Am stillen Ocean* werden dafür sorgen, dass Karl May und die Aktivitäten seiner indonesischen Verehrer verstärkt ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit gelangen.

Da es keine offizielle Mitgliedschaft gibt, lässt sich nur schwer bestimmen, wie sich die an Karl May interessierten Mitglieder der Mailing-Liste zusammensetzen. Nach Einschätzung von Pandu Ganesa dürften sie zwischen 25 und 60 Jahre alt sein und das Spektrum zwischen Studenten, Angestellten, Müttern und pensionierten Offizieren abdecken. Diese Auflistung lässt ein buntes Gemisch, wie wir es auch aus den Reihen der Karl-May-Gesellschaft kennen, erkennen.

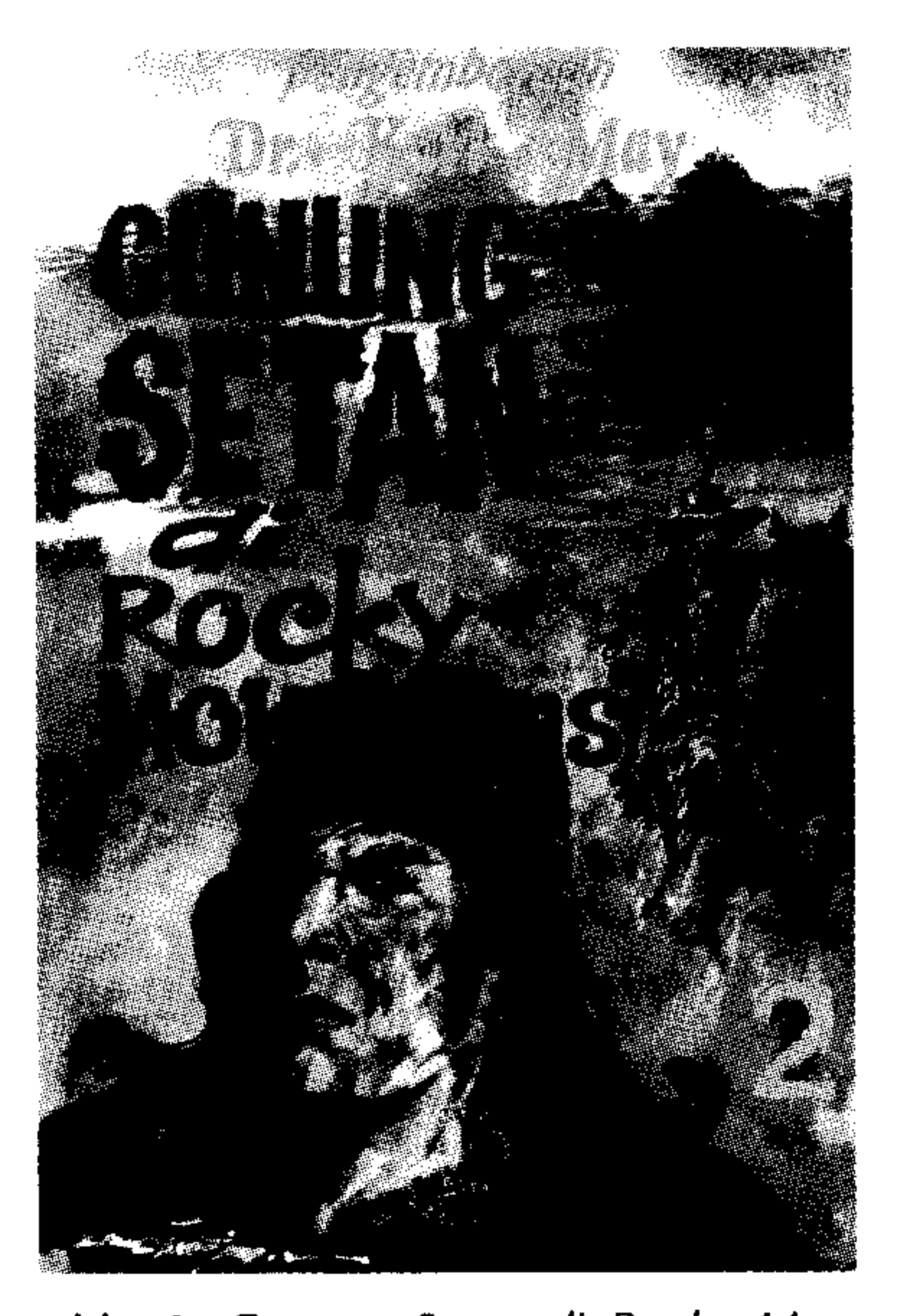



Abb. 6. *Gunung Setan di Rocky Mountains / Old Surehand II*; hier der zweite von drei Bänden.

Abb. 7. *Harta Terpendam dalem Danau Perak / Der Schatz im Silbersee*; hier der zweite von drei Bänden.

Abb. 1. *Winnetou gugur / Winnetou III.* Abbildung des dritten von drei Bänden der indonesischen Ausgabe.

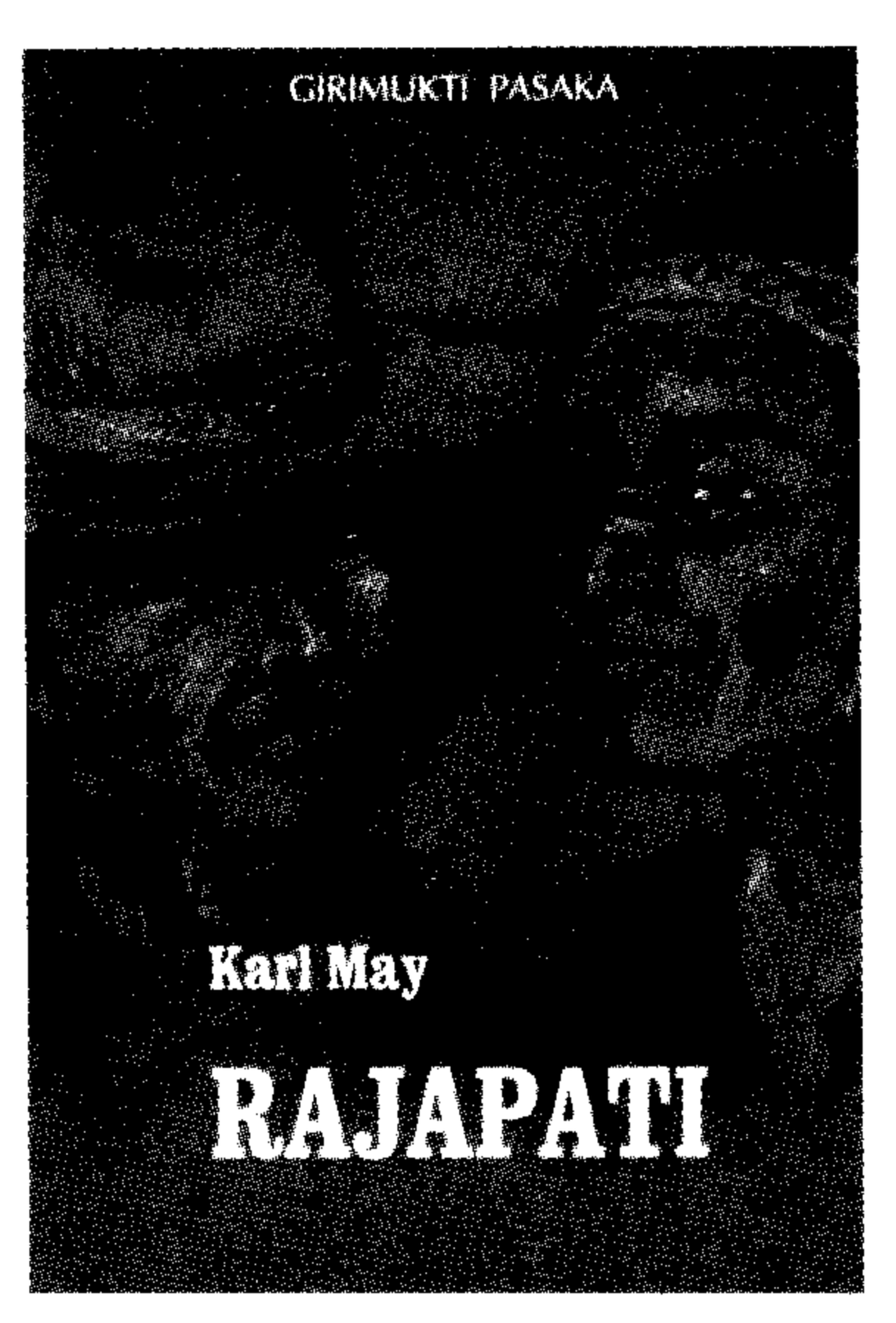



Abb. 2. *Rajpati / Winnetou I* (erstes Drittel). Diese Ausgabe in Sundanesisch gilt auch bei indonesischen Karl-May-Freunden als Rarität und Exotikum.

## Anhang: Die indonesischen Karl-May-Publikationen

Anhand der nachfolgenden Auflistung, die mit Hilfe eines Verzeichnisses des Goethe-Instituts (http://www.goethe.de/so/enktrans.htm) und erläuternder Angaben der Indonesischen Karl-May-Freunde (auf deren neue Internet-Adresse sei verwiesen: http://www.indokarlmay.com/) erstellt wurde, soll aufgezeigt werden, in welch vielfältiger Weise die Werke Karl Mays in Indonesien Verbreitung fanden. Auch wenn für die in der Liste enthaltenen Angaben kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann, sind die darin enthaltenen Angaben doch ausreichend, einen ersten Überblick zu bieten.

1. Winnetou gugur (Winnetou III, 3 Bände, 1950, Übersetzung: Abdoel Moeisis)
2. Di pelosok-pelosok Balkan (In den Schluchten des Balkan, 3 Bände, 1950, Übersetzung: W. J. S. Poerwardarminto)
3. Wasiat Winnetou (Winnetous Erben, 2 Bände, 1950)
4. Raja Minyak (Der Ölprinz, 3 Bände [Band 2 derzeit nicht lieferbar], 1950, Übersetzung: R. M. Soedibio Soewardipoetro)
5. Rahasia Bison Putih (Unter Geiern, 2 Bände, 1960)
6. Winnetou Ketua Suku Apache (Winnetou I, 3 Bände, 1962)
7. Pemburu binatang berbulu tebal di Rio Pecos (Winnetou II, 3 Bände, 1962)
8. Gunung Setan di Rocky Mountains (Old Surehand II, 3 Bände, 1963, Übersetzung: Soendoro)
9. Mustang Hitam (Halbblut, 2 Bände, 1963)
10. Di Kurdistan (Durchs wilde Kurdistan, 3 Bände, 1964)
11. Dari Bagdad ke Stambul (Von Bagdad nach Stambul, 3 Bände, 1964)
12. Llano Estacado (Old Surehand I, 3 Bände, 1964, Übersetzung: Soendoro)
13. Putra-putra Suku Mimbrenyo (Die Felsenburg, 3 Bände, 1964)
14. Menuju daerah Silver Lion (Der Löwe der Blutrache, 3 Bände, 1964)
15. Kafilah budak belian (Die Sklavenkarawane, 3 Bände, 1964)
16. Kara Ben Nemsi (Durch die Wüste, 2 Bände, 1966)
17. Menjelajah negeri Skiptar (Durch das Land des Skipetaren, 3 Bände, 1966)
18. Old Shatterhand sebagai detektif (Krüger Bei / Satan und Ischariot, 3 Bände, 1966)
19. Karanirwan Khan di Albania (Der Schut, 3 Bände, 1966)
20. Surat Wasiat Inca (Das Vermächtnis des Inka, 3 Bände [Band 2 derzeit nicht lieferbar], 1966, Übersetzung: Ardjo)
21. Harta terpendam di Danau Perak (Der Schatz im Silbersee, 3 Bände [Band 1 derzeit nicht lieferbar], 1974)
22. Harta Karun Winnetou (Weihnacht, 1 Band, 1975)
23. Hantu Pegunungan (Das Buschgespenst, 3 Bände, 1980)
24. Puri Rodriganda (Schloß Rodriganda, 3 Bände, 1981)
25. Piramida Bangsa Astek (Die Pyramide des Sonnengottes, 1986, Übersetzung: Suseno Setiawan)
26. Winnetou Kepala Suku Apache (Winnetou I, 6 Bände (?), 1961, Übersetzung: Ludwig Soeparmo)
27. Pemburu Binatang Berbulu Tebal dari Rio Pecos (Winnetou II, 6 Bände (?), 1961)
28. Surat Wasiat Inka (Das Vermächtnis des Inka, 1 Band, 1961)
29. Harta Di Danau Perak (Der Schatz im Silbersee, 1964)
30. Dan Damai di Bumi! (Und Friede auf Erden!, 2001, Übersetzer: Hendarto Setiadi)
31. Rajapati (Winnetou I [erstes Drittel], 1966)

32. Menjelajah Negeri Kurdistan (Durchs wilde Kurdistan)
33. Winnetou Kepala Suku Apache (Winnetou I, Übersetzung: D. N. Basuki)
34. Old Shatterhand (Winnetou II, Übersetzung: D. N. Basuki)
35. Sans Ear, Si Petualang (Winnetou III, Übersetzung: D. N. Basuki)
36. Anak Si Pemburu Beruang (Sohn des Bärenjägers = Unter Geiern, Teil I, Übersetzung: D. N. Basuki)
37. Charlie
38. Fox (Übersetzung: A. Haryono)
39. Gunung Emas (Winnetou I)
40. Harta di Pulau Perak (Der Schatz im Silbersee)
41. Totem (Übersetzung: A. Haryono)
42. Wasa (Übersetzung: A. Haryono)
43. Kuawa
44. Umpan Peluru
45. Serigala

Anmerkungen:

Die unter den Nummern 1 bis 25 aufgelisteten Titel betreffen den Verlag Pradnya Paramita, Jakarta, der die ersten Auflagen seiner Karl-May-Titel noch unter dem Joint-Venture-Namen Noordhoff-Kolff heraus brachte. Nach der Verstaatlichung hieß der Verlag dann zuerst Noor Komala, später Gita Karya und schließlich Pradnyaparamita II, bevor er den jetzigen Namen erhielt. Die einzelnen Bände, die zum größten Teil heute noch vorrätig sind, ähneln von der Aufmachung her unseren Groschenromanheften. Etliche der genannten Titel wurden wiederholt aufgelegt, wobei auch Änderungen (Kürzungen) vorgenommen wurden, die sich in einigen Fällen auf die Anzahl der Bände, in die ein Titel aufgeteilt wurde, auswirkten. Die obige Liste enthält die diesbezüglichen Angaben entsprechend dem derzeitigen Stand.

Die Titel laut Nummern 26 bis 28 betreffen drei Veröffentlichungen der einstmals in Semarang, Zentral-Java, ansässigen Firma Dua Tiga Publishing Co. Es handelt sich um eigenständige Übersetzungen, die von den gleichnamigen Titeln des oben genannten Verlags abweichen.

Bei der Veröffentlichung laut Nummer 29 handelt es sich um ein Buch, das unser indonesischer Gewährsmann, Pandu Ganesa, in seiner Jugend zu lesen bekam. Bezüglich des Verlags ist ihm lediglich in Erinnerung geblieben, dass dieser in Bandung ansässig war.

Als Nummer 30 findet die neueste indonesische Karl May-Publikation Erwähnung, deren Herausgabe für diesen Dezember angekündigt wurde. Die Veröffentlichung erfolgt im katholischen Verlag Kepustakaan Populer Gramedia (KPG), Jakarta, der zum größten Verlagskonzern Indonesiens (Kelompok[= Gruppe]-Kompas-Gramedia) gehört.

Der unter Nummer 31 aufgelistete Titel stellt insoweit eine Besonderheit dar, als es sich um keine Veröffentlichung in der Amtssprache Bahasa Indonesia, sondern um eine Übersetzung ins Sundanesische handelt. Der Titel wurde im Verlag Giri Mukti Pasaka, Bandung, heraus gegeben.

Die Nummer 32 steht nicht für eine Buchveröffentlichung, sondern für einen Fortsetzungsroman, der in den 60er Jahren in einer indonesischen Zeitung erschien. Leider kann sich Pandu Ganesa nur noch an den Titel des Romans, nicht mehr jedoch an den Namen der Zeitung erinnern.

Die ab der Nummer 33 aufgeführten Titel betreffen allesamt Karl-May-Comics, die von der Firma Gramedia, Jakarta, (zwischenzeitlich im Konzern Kelompok-Kompas-Gramedia – siehe oben – aufgegangen) auf den Markt gebracht wurden. Eindeutig greifbar sind die ersten vier Comics (Nr. 33–36), die auf Vorlagen der holländischen Firma Oberon zurückgehen und Illustrationen von Juan Arranz enthalten. Die vier folgenden Comics (Nr. 37–42) erschienen im Rahmen einer ›Album Cerita Ternama‹ betitelten Serie und gehen (zumindest teilweise) auf Vorlagen einer spanischen Firma (Bruguera S.A. Barcelona) zurück. Bezüglich der Nummern 37 und 38 ließ sich bezüglich des Inhalts nichts feststellen; bei Nummer 38 legt der Titel allerdings eine Assoziation mit der Bloody-Fox-Geschichte nahe. Bezüglich der Nummer 39 (Gunung Emas = Gold Berg = Der goldene Berg) ist bekannt, dass sich die Story von *Winnetou I* ableitet und der Titelheld Karl Koestner heißt. Der Titel der Nummer 40 ist übrigens mit ›Der Schatz der Silberinsel‹ zu übersetzen.

Über den Inhalt der restlichen Comic-Titel (Nr. 43–45) konnte nichts näheres ermittelt werden. Lediglich bezüglich der beiden letztgenannten Titel kann ergänzt werden, dass ›Umpan Peluru‹ ungefähr mit ›Schuss erfolgt‹ und ›Serigala‹ mit ›Fuchs‹ zu übersetzen ist. Ob es sich bei Serigala um den gleichen Comic wie unter Nummer 38 handelt, muss derzeit offen bleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass es in Indonesien noch weitere Karl-May-Comic-Veröffentlichungen als die oben aufgeführten gab.

**Wie denkt man in Indien über Karl May?**

**Von Dipl.-Ingenieur Th. Baltrusch**

Chef-Ingenieur van Celebes en Onderhoorigheden

In Niederländisch Indien hat Karl May eine treue Leserschar schon seit etwa 15 Jahren, die, von der Karl-May-Hetze unberührt, sich den Genuß seiner Werke nicht vergällen ließ.

Deutsche und Holländer, Frauen und Männer, sind in dieser Schar wohl zu gleichen Teilen vertreten; wenn man von der reiferen Schuljugend spricht, sind es naturgemäß etwa 90% holländisch Sprechende, worunter mehr als die Hälfte wieder Mischblut. Jede größere Buchhandlung ist darum auch reich versehen mit guten Uebersetzungen von Mays Werken, und keine größere Freude gibts für einen indischen Jungen, als auf seinem Geburtstagstisch einen Mayband zu sehen. „De Indische jongen" (hierunter wird jeder in Indien Geborene verstanden, gleichgültig ob mit oder ohne Mischblut in den Adern) ist im allgemeinen ein guter Reiter und gewandter Schütze, da die Jagd auf Wildschweine in allen Teilen Niederl. Indiens immer sehr lohnend ist und von den Behörden das ganze Jahr hindurch gern gesehen wird, obschon anderes Wild (Hirsche, Büffel usw.) wie in Europa seine bestimmten Schonzeiten hat.

Dieser Beitrag aus dem Karl-May-Jahrbuch 1926 (S. 471) stellt eine interessante kleine Ergänzung zum vorstehenden Beitrag dar. Rechnet man zurück, so muß es schon zu Mays Lebzeiten May-Leser im damaligen Niederländisch-Indien gegeben haben ... (jb)

Anatoli Batalow

# Karl May im heutigen Rußland

Rußland ist eines der größten Leseländer der Welt. Schon immer wurde dort sehr viel gelesen. Auch in der Zeit der modernen Technologien, in der Zeit des Internet liest man noch immer viel im heutigen Rußland, und Bibliotheken spielen weiterhin eine wichtige Rolle im Lande, insbesondere in den russischen Provinzstädten, in den kleinen Dörfern und Städten, wo es noch kein Internet gibt.

Jugendliche und Erwachsene kennen Karl Mays Werke, denn etwa die Hälfte der Schüler in Rußland lernt Deutsch als Fremdsprache in der Mittelschule. Das Lehrbuch der achten Klasse der Mittelschule enthält Auszüge aus der Erzählung von Karl Mays berühmtestem Helden – Winnetou. Daher kennen Millionen Schüler Winnetou und seinen literarischen Vater Karl May und freuen sich auf die Abenteuer ihres Lieblingshelden. Durch den Lehrbuchtext lernen sie die Schönheit der deutsche Sprache und die Geschichte der Indianer im neunzehnten Jahrhundert kennen. Aus dieser Quelle stammt ihr Interesse an den Werken Karl Mays.

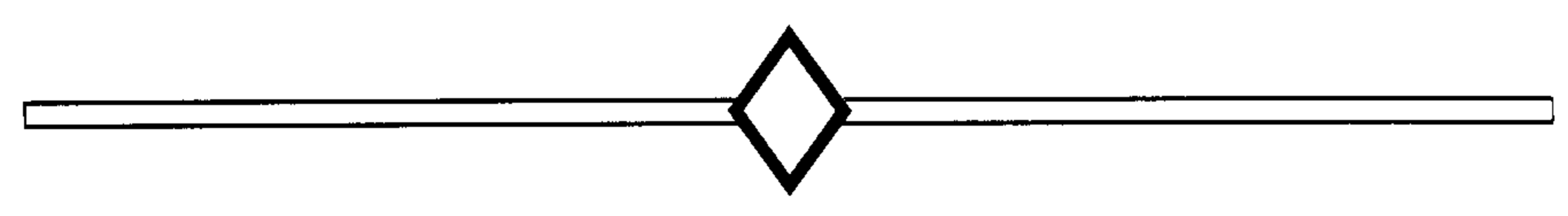
Im Fernsehen haben die Jugendlichen einige Karl-May-Filme mit den Abenteuern Winnetous gesehen. Die erwachsenen Leser in Rußland, alt und jung, erinnern sich an die Filmproduktionen aus der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, aus Jugoslawien sowie aus der Bundesrepublik Deutschland. Damals waren sie die erste Quelle ihres Interesses an Karl May.

Erst seit Anfang der neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts erscheinen russischsprachige Karl-May-Ausgaben im modernen Rußland. Eine große Rolle spielt hier der Moskauer Verlag ›Terra‹. 40.000 Exemplare von Karl-May-Erzählungen sind in diesem Verlag erschienen. Die Qualität der Übersetzung und der Bücher selbst ist sehr gut. Die Reihe ›Große Bibliothek der Abenteuer‹ ist sehr bekannt in Rußland. Die größten Bibliotheken des Landes haben sie abonniert. Auch in den kleineren Dorfbibliotheken im Fernen Osten und in Sibirien haben die Leser Gelegenheit, Karl-May-Bücher aus dem Verlag ›Terra‹ auszuleihen. Doch einige Dorfbibliotheken können sich diese (nach Angaben des Ministeriums für Kultur und Bildung der Russischen Föderation) aus finanziellen Gründen nicht leisten, denn die ökonomische Situation in Rußland verbessert sich nur langsam.

So haben auch die Schüler der westsibirischen Dorfschulen keine Möglichkeit, die Erzählungen Karl Mays zu lesen, obwohl sie sich lebhaft für Karl Mays Werke interessieren. Die Mitglieder des Karl-May-Kreises zu Kirow haben deshalb vier Päckchen mit Karl-May-Büchern an vier Schulbibliotheken im Norden des Kirower Gebietes gesandt – 100 Bücher aus dem Verlag ›Terra‹. Diese Schulbibliotheken liegen 300 km nördlich von Kirow und sind klein, aber fein. Die Schüler besuchen diese Bibliotheken oft und lesen dort zum Beispiel die Erzählungen Karl Mays. Gerade zu Beginn des neuen Schuljahres haben wir, die Mitglieder des Karl-May-Kreises, sieben liebe Briefe von den Lehrern und Schülern der dortigen Schulen erhalten. Sie danken uns für die Büchersendungen vom Mai 2001.

Der Verlag ›Terra‹ ist einer der besten Verlage in Rußland. Er hat gute Erfahrungen mit Karl-May-Erzählungen gemacht. Die Druckerei des Verlages liegt 300 km

nordöstlich von Moskau in der alten Gebietsstadt Jaroslawl an der Wolga. In der Gebietsstadt Kirow gibt es einen weiteren Verlag namens ›Wjatka‹, in dem jährlich Bücher von Karl May erscheinen. Die Verlage ›Terra‹ und ›Wjatka‹ stehen seit Mitte der neunziger Jahre in engem Kontakt zueinander, und beide Verlage bringen Karl Mays Werke auf Russisch für die Leser in Rußland und in der GUS heraus.



Thomas Kramer

# Tokei-ihto vs. Winnetou?

## Liselotte Welskopf-Henrichs Roman ›Die Söhne der großen Bärin‹[1]

Eine Professorin für Alte Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin schrieb das Indianerbuch der DDR als Gegenentwurf zu Karl May. 1951 erschienen, wurde es zum millionenfachen Bestseller, lieferte die Vorlage für einen der erfolgreichsten Filme der DEFA und zählt heute zu den Klassikern der Jugendliteratur.

Abb. 1. Liselotte Welskopf, als Autorin Liselotte Welskopf-Henrich (1901–1979); Schutzumschlag zu Liselotte Welskopf-Henrich: Das helle Gesicht.

Nur wenige Titel der Kinder- und Jugendliteratur der DDR finden sich heute im Angebot der Buchhandlungen. Neben Nachdrucken des Comics ›Mosaik‹ mit den knollennasigen Helden Dig, Dag und Digedag, Gerhard Holtz-Baumerts ›Alfons Zitterbacke‹ und Willi Meincks ›Marco Polo‹ gehört Liselotte Welskopf-Henrichs 1951 erschienener Roman ›Die Söhne der großen Bärin‹ zu den wenigen Texten aus der DDR, die ihre Faszination v. a. auf ein junges Publikum bis heute nicht verloren haben.

Zu Unrecht wird in Reflexionen zum Wirken Liselotte Welskopf-Henrichs der Teil ihres Lebenswerkes, den sie dem Kampf der ›Native Americans‹, in unseren Breiten scheinbar unausrottbar immer noch als ›Indianer‹ populär, in Romanform widmete, eher stiefmütterlich behandelt.

1 Aus: Humboldt-Spektrum 1/2001, S. 18–26. Wir danken der Humboldt-Universität zu Berlin für die Genehmigung zum Abdruck. (gk)

## Liselotte Welskopf – als Altertumsforscherin eine verdiente Humboldtianerin

Die bislang umfassendste biographische Würdigung erfuhr Liselotte Welskopf (Abb. 1), die als Autorin dem Familien- ihren Mädchennamen ›Henrich‹ hinzufügte, in einem Aufsatz in dem Sammelband ›EigenArtige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und den neuen Bundesländern‹ von 1994, dessen Schwerpunkt der wissenschaftliche Werdegang der Autorin bildet (Koch 1994).

Da Leben und wissenschaftliches Werk sowohl da, als auch in einigen Nachschlagewerken – hervorzuheben sind das renommierte ›Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur‹ sowie das biographische Handbuch ›Wer war wer in der DDR‹ – gut dokumentiert ist, sollen hier nur einige kurze Bemerkungen auf Grundlage genannter Publikationen genügen. Sie wurde 1901 als Tochter des Rechtsanwaltes Rudolf Henrich und dessen Gattin Marie in München geboren. Nach Abitur und Studium der Alten Geschichte, Rechtswissenschaften, Ökonomie und Philosophie promovierte sie 1925 an der Universität Berlin mit dem Thema ›Internationaler Schuhwarenhandel. Der Wandel der Rolle des selbständigen Kaufmannshandels unter verschiedenen wirtschaftlichen Gesichtspunkten‹ zum Dr. phil. Anschließend an ihre Tätigkeit als Betriebstatistikerin arbeitete sie von 1928 bis 1945 als Referentin im Statistischen Reichsamt. Hervorhebenswert ist in jener Zeit ihr auf das Jahr 1938 zurückgehender aktiver Widerstand gegen das NS-Regime. In jener Zeit lernt sie ihren späteren Mann, den von den Nationalsozialisten aus politischen und rassistischen Gründen verfolgten und eingekerkerten kommunistischen Widerstandskämpfer Robert Welskopf kennen, den sie nach dem Krieg heiratet. Die Erlebnisse jener Jahre schildert sie in dem 1965 erschienenen, stark autobiographisch gefärbten Roman ›Jan und Jutta‹. Nach dem Krieg wirkt sie engagiert beim Aufbau von Verwaltung und Wirtschaft mit. 1949 nimmt sie ihre wissenschaftliche Arbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin wieder auf und habiliert sich 1959 mit einer Arbeit über Muße im alten Hellas. 1960 wird sie zur Professorin mit Lehrauftrag berufen und ist 1961 Leiterin der Abteilung Geschichte des Altertums am Institut für Allgemeine Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin. 1964 wird sie als erste Frau Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften. 1966 erfolgt die Emeritierung. Auch nach ihrer Emeritierung wirkt sie, von 1969 bis 1971 u. a. als Leiterin eines Forschungsprojektes, an der Herausgabe wissenschaftlicher Werke zum Altertum mit.

Sind die Angaben zur Biographie und dem Wirken Welskopf-Henrichs als Wissenschaftlerin z. B. im o. e. Aufsatz zutreffend, so schleichen sich bezeichnenderweise gerade in den relativ kurzen Bemerkungen zur ihr als Autorin von Indianerbüchern Fehler ein. So wird behauptet, in den Roman ›Die Söhne der großen Bärin‹ wären Eindrücke, die sie auf Reisen in die USA und Kanada gewonnen hätte, eingeflossen (Koch, 117). Allerdings reiste Welskopf-Henrich erstmals 1963, also 12 Jahre nach Erscheinen ihres Indianerbuches, nach Kanda und erst 1965 in die USA (vgl. ametas).

Der Irrtum ist für die Einschätzung des Werkes der Autorin in der Öffentlichkeit nicht außergewöhnlich: Immer wieder mutmaßten begeisterte Leser in Hunderten von Briefen, daß sie doch die Indianer persönlich kennengelernt haben müsse, um

ein solches Werk wie ›Die Söhne der großen Bärin‹ verfassen zu können. In der Annahme, hier schriebe eine weitgereiste Autorin, irrten sie sich ebenso wie viele Leser eines Autors, als dessen realistischer Gegenpart Welskopf-Henrich bis heute gilt: Karl May.

**Mehr als eine ›Karl May des Ostens‹!**

Im Januar 2000 findet man zu Liselotte Welskopf-Henrichs Werk folgende begeisterte Bemerkung eines Lesers von ›Die Söhne der großen Bärin‹ im Internet unter der bezeichnenden Überschrift ›Karl May des Ostens‹: „Hier schreibt im Gegensatz zu Karl May eine Völkerkundlerin mit historischer Sachkenntnis, aber mit Parteinahme für ein zum Untergang verurteiltes Volk." (Netz) Nun, ebensowenig wie der geistige Vater Winnetous ein weitgereister und zudem promovierter Superheld war, war Liselotte Welskopf-Henrich Ethnologin. Holte sich May seine Informationen aus zeitgenössischen Journalen wie der ›Gartenlaube‹ und seiner stets wachsenden umfangreichen Bibliothek, so machte sich Welskopf-Henrich natürlich ebenfalls in der Literatur, außerdem aber durch Auskünfte bei ›hauptamtlichen‹ Ethnologen wie Walter Krickeberg (1885–1962) oder Eva Lips (1906–1988), selbst Autorin von in der DDR beliebten populärwissenschaftlichen Werken (›Das Indianerbuch‹ 1956, ›Nicht nur in der Prärie‹ 1974, ›Sie alle heißen Indianer‹ 1975) und oft in einem Atemzug mit Welskopf-Henrich genannt, kundig (Archiv, 163). Sowohl Welskopf-Henrich wie May schrieben nach ihrem Amerika-Aufenthalt Bücher, die sich in Stil und Inhalt von den vorhergehenden ›Erfolgsromanen‹ unterscheiden: May verfaßte nach seiner Heimkehr 1908 sein *Winnetou IV*, ein Spätwerk von 1910, was zwar das Interesse von Autoren wie Arno Schmidt oder Hans Wollschläger zu wecken vermochte, aber in der Publikumsgunst auch nach der Umbenennung durch den Karl-May-Verlag in ›Winnetous Erben‹, nicht annähernd die Popularität der herkömmlichen Wildwestgeschichten erreichte. Nachdem Liselotte Welskopf-Henrich zwischen 1963 und 1974 mehrfach nach Kanada und in die USA gereist war, entstand zwischen 1966 und 1979 die Pentalogie ›Das Blut des Adlers‹, die in der tristen indianischen Gegenwart der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jarhunderts, also rund ein Jahrhundert nach den ›Söhnen der großen Bärin‹, wenn auch mit gleichem Topos, angesiedelt ist. Obwohl sich die Einzelbände von ›Das Blut des Adlers‹ in der DDR ebenfalls außergewöhnlich gut verkauften, Nachauflagen regelmäßig sofort vergriffen waren und auch heute noch im Buchhandel erhältlich sind, erreichten sie nie den Kultstatus ihres Erstlingswerkes. Die Gründe liegen nicht in der literarischen Qualität: Ihre zeitgenössischen Indianerromane sind stilistisch ausgereifter, die Personen folgen im Vergleich zum Vorgänger viel weniger eindimensionalen Gut-Böse-Schematismen, psychologische Tiefgründigkeit und Einfühlsamkeit in indianische Lebens- vor allem Geisteswelten dominieren. Der geringere Erfolg ist in der spezifischen Situation des Erscheinens der Bände zu suchen: Das DDR-Lesevolk suchte nach spannenden Alternativen zu Karl May, dessen Lektüre ihnen offiziell bis 1981 weitestgehend versagt blieb; er war literarische Unperson. Das konnte und wollte ein de facto zeitgenössischer Roman, den die von solcherart Kost reichlich bedienten Käufer zwischen Fichtelberg und Kap Arkona zudem in den Jahren der Systemkonfrontation antiamerikanischer Tiraden verdäch-

tigten, nicht leisten. Anders ›Die Söhne der großen Bärin‹ – der Roman spielte ja wie *Winnetou* oder *Der Schatz im Silbersee* in den Prärien des amerikanischen Westens, auch wenn Mays berühmteste Schöpfung nach Angaben des sächsischen Fabulierers bereits 1874, also zwei Jahre, bevor Häuptling Tokei-ihto seinen letzten Kampf gegen weiße Schurken antritt, in den Armen seines Blutsbruders in die ewigen Jagdgründe eingeht. Noch 1984 konnte ein DDR-Rezensent das nicht so offen aussprechen:

> Die geringere Resonanz dieser Romanfolge [›Blut des Adlers‹, T. K.] ergibt sich sicher aus verfestigten Lese- und Denkgewohnheiten und der überraschenden Konfrontation zwischen Indianerthema und Gegenwart. Dieses Alterswerk wird eine stärkere Resonanz erfahren, wenn wir mehr als bisher begreifen, den Indianer nicht nur als eine historische Erscheinung, sondern als existierenden und wieder stärker um das Weiterbestehen seines Volkes kämpfenden Menschen zu sehen. (Zschiesche 1984, 19)

## Winnetou und Tokei-ihto – zwei ›deutsche‹ Indianer

Bis heute wird bei Vergleichen gern der Gegensatz von Karl May und Liselotte Welskopf beschworen, wobei antiquierte Vorstellungen vom ›guten Buch‹ und Vorurteile und Halbwissen gegenüber May in Tateinheit fröhliche Urständ feiern.

Daß die Konstruktion eines solchen Gegensatzes literaturwissenschaftlich fragwürdig ist, hingegen eine Reihe faszinierender anderer Vergleichsmomente im Werk zweier deutscher Autoren existieren, eröffnet ein Blick auf Entstehungsgeschichte und Rezeption des populärsten Romans von Liselotte Welskopf-Henrich, ›Die Söhne der großen Bärin‹ von 1951. Worum geht es diesem, in der ersten Auflage immerhin etwa 520 Seiten starken Roman? Er spielt 1876/77 auf dem Höhepunkt der Kämpfe der Sioux und Cheyenne gegen das übermächtige US-Militär. Tokei-ihto, ein junger Kriegshäuptling der Sioux, gerät durch Verrat in die Gefangenschaft der Weißen. Seine Angehörigen und Freunde, eine nach ihrem heiligen Tier ›Bärenbande‹ genannte Splittergruppe der Teton-Oglala, werden in eine unwirtliche Reservation eingepfercht. Nach der endgültigen Niederlage der Sioux wird Tokei-ihto freigelassen. Er bricht mit seinen Kriegern und deren Familien aus der Reservation aus und führt sie über die Grenze nach Kanada. Mit Hilfe des Weißen Adams, mit dem sich der Häuptling angefreundet hat, beginnen die Indianer dort ein neues Leben als Rinderzüchter.

Wie kam die Althistorikerin Liselotte Welskopf-Henrich dazu, spannende Indianergeschichten zu schreiben? Auskunft darüber gibt eine Reihe von Manuskripten zu Vorträgen und Artikeln im Nachlaß der Autorin, der im ›Archiv der Akademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften‹ – im folgenden stets ›Archiv‹ – aufbewahrt wird.

In ihren DDR-Publikationen machte Welskopf-Henrich für ihr späteres Wirken besonders die Begeisterung für die Indianer, die durch Cooper geweckt wurde, als ausschlaggebend für ihr späteres schriftstellerisches Wirken geltend (1974, 6). Sie bekam den ›Lederstrumpf‹ als Kind vom Bruder ihrer Mutter geschenkt und war begeistert. Bereits damals wuchs ihr Drang nach aktiver Hilfe für das Schicksal der

amerikanischen Ureinwohner. So verfaßte sie mit 11 Jahren einen Brief an den damaligen mexikanischen Präsidenten, in welchen sie sich für Rechte der Yaqui-Indianer, die von der Armee verfolgt wurden, einsetzte (1974, 6). Zu ihrer – und ihrer Eltern – Überraschung erhielt sie Antwort: „Der Präsident Francisco Madero schrieb dem kleinen Mädchen in Stuttgart, daß er seine Truppen angewiesen habe, menschlich vorzugehen." (Archiv, 148)

**„Ich beschloß, Historiker und Schriftsteller zu werden"**

Stärker noch als die positive Fixierung auf Cooper – die Autorin verfaßte in den fünfziger Jahren auch Vorworte zu den DDR-Ausgaben von ›Wildtöter‹ und ›Der letzte Mohikaner‹ – löste wohl wohl der Wunsch, es besser zu machen als ein Karl May, den Impuls zur lebenslangen Beschäftigung mit dem Schicksal der nordamerikanischen Indianer aus.

Dabei war das Werk des sächsischen Sachverständigen für Belange der ›dark and bloody grounds‹ im bildungsbürgerlich geprägten Elternhaus nicht nur verpönt, sondern nach eigener Aussage sogar zunächst unbekannt. Ein Schulfreund wies Liselotte um 1911 auf Karl May hin. Gleichzeitig machte er sie aber darauf aufmerksam, daß sie ihre Mutter um Erlaubnis der Lektüre zu bitten habe, da dieser Schriftsteller im Gefängnis gesessen habe. Das war für die bildungsbürgerlich geprägte Frau, die die Indianerbegeisterung ihrer Tochter nach Kräften förderte und unterstützte, den Namen ›May‹ jedoch zum ersten Male hörte, Grund genug, die Lektüre zu verbieten. Doch das Schicksal nahm, nicht untypisch für die Rezeption Mays in jenen Jahren, trotzdem seinen Lauf.

Ein Jahr später, also 1912, dem Todesjahr des Dichters, verfiel Liselotte denn doch dem Zauber der „reißenden Märchen" (Bloch, 174) des kleinen Sachsen. Während eines Urlaubs in Tirol gehörte der Beweis genauer Textkenntnis zum Initiationsritual einer Kindergruppe. Der ›Häuptling‹ der Schar bot ihr an, seine Bände zu studieren, und „einen Tag später schon hatte ich Winnetou I in der Hand und las heimlich, samt meinem Buche versteckt, zwischen dem Gerümpel eines alten Dachbodens" (Archiv, 15).

Auch bei Liselotte Welskopf-Henrich wirkte das Frühstadium der Mutter-Kind-Beziehung „im Bedürfnis nach exklusiver, störungsfreier Lektüre in der Abgeschirmtheit und Abgeschiedenheit möglichst unzugänglicher Plätze" (Steinlein 1987, 29) nach. War sie zunächst begeistert, meldeten sich bei der literaturerfahrenen kritischen Leserin bald Zweifel an der Qualität des Produkts, welche schließlich in eine folgenreiche Entscheidung münden sollte:

> Auch glaubte ich, dass der Schriftsteller gelogen haben müsse, wenn er behauptete, daß ein Apatschenhäuptling Madonnenaugen gehabt und nur um seines Freundes Scharlih willen eine Bahn für die Feind mitten durch das Stammesgebiet fertig gebaut habe. Ich beschloß, Historiker und Schriftsteller zu werden. (Archiv, 148)

Mit siebzehn Jahren, also ca. 1918, entstand ihr Plan für einen Roman um das Schicksal eines jungen Sioux der Teton-Oglala-Gruppe. Doch es sollten noch Jahre vergehen, ehe ihr Gegenentwurf zu Karl May tatsächlich erschien. „Mit 21 saß ich", nach eigenen Angaben „zum ersten mal vor einem weißen Blatt Papier" (Ar-

chiv, 15). Zwei Fassungen entstehen so bis Ende der dreißiger Jahre. „Ich schrieb es ein drittes mal, in den Jahren 1939–40 und nun erhielt es den Inhalt und die Form, die Ihr [...] alle kennt" (Archiv, ebenda). In verschiedenen Texten äußert sie sich zu den Ursachen des langwierigen Verfahrens. Die in den zwanziger Jahren fertiggestellten Manuskripte fanden demnach keinen Verleger, da sie Unfreundliches über die amerikanische Politik gegenüber den Indianern beinhalteten: „Ich wollte meine Stimme für diejenigen erheben, die unterdrückt und mundtot gemacht wurden. Das war untunlich in einem Lande, dessen Konjunktur auf amerikanische Krediten basierte" (Archiv, ebenda).

Doch Welskopf-Henrich zeigte sich auch inhaltlich nicht zufrieden mit den ersten Versuchen. Dabei mangelte es ihr nicht an Quellen. Neben völkerkundlichen Standardwerken ließ sie sich von Charles Eastmans ›Ohijesa, der Indianerknabe‹, besonders aber Büffelkind Langspeers ›Das Werden eines Indianerkriegers‹ beeinflussen. Das Buch des – wie wie heute wissen nur vorgeblichen – Schwarzfuß-Indianers (vgl. van der Heyden, 44) lieferte ihr ein akzeptables Vorbild für das lange gesuchte ›optimistische Ende‹ ihres Romans. Der Autor beschreibt, wie die Schwarzfüße auf ihrer Reservation mit dem Abbau von Steinkohle beginnen. In ›Die Söhne der großen Bärin‹ wendet sich wie oben erwähnt eine kleine Gruppe geschlagener Dakota 1877 nach ihrer Flucht nach Kanada der Rinderzucht zu. Doch auch ideologische Bedenken ließen sie an der Qualität ihrer ersten Entwürfe zweifeln. Besondere Aufmerksamkeit schenkte Welskopf-Henrich bei Cooper wie bei May dem Problem der Freundschaft zwischen ›rot‹ und ›weiß‹, also zwischen Chingachgook und Lederstrumpf bzw. Winnetou und Old Shatterhand. Sie betrachtete die Darstellung der Beziehungen stets sehr kritisch; v. a. May warf sie Unaufrichtigkeit und Heuchelei in der Schilderung einer vom deutschen Superman dominierten Beziehung vor. In der Figur des Winnetou war ihrer Meinung nach „ein devoter Freund dargestellt, [...] um den Old Shatterhand durch diese Folie noch zu erhöhen" (Archiv, 15). Ursachen sah sie in der falschen Weltanschauung der Autoren. Denen hatte sie die Kenntnisse der marxistischen Ideologie voraus, der sie sich besonders im Kontakt mit kommunistischen Widerstandskämpfern in den letzten Kriegsjahren genähert hatte:

> Aber meine Phantasie kann dank des Kampfes der Arbeiterklasse einen rechten Weg finden, während die Phantasie eines Karl May und sein grosses Erzählertalent durch die kapitalistischen Verhältnisse bis zur Unbrauchbarkeit korrumpiert worden ist. (Archiv, 15)

Es schien ihr auf dieser Grundlage möglich, in ihrem Indianerbuch endlich die Entwicklung einer solchen Männerfreundschaft, in ihrem Falle zwischen dem Farmer Adams und dem Sioux Tokei-ihto, realistisch darzustellen:

> Erst als Tokei-ihto die Waffen des ausschließlich nationalen Widerstandes aus der Hand geschlagen sind, erst als Adams begreift, daß er als Proletarier den entrechteten Indianern näher steht als den weißen Kapitalisten, da finden sie zusammen, und eben diese Möglichkeit des Zusammenfindens, die sich in der scheinbaren vollständigen Niederlage beider Menschen auftut, wird der Anfangspunkt des Bündnisses, der Freundschaft, die Vorbereitung eines kommenden Sieges. Eine solche – wahre und richtige – Lösung des Freundschaftsproblems ist nur aufgrund der marxistischen

Erkenntnis der Wirklichkeit möglich, und ich habe daher die ›Söhne der großen Bärin‹ erst vollenden können, als ich diese Erkenntnis während der Nazizeit, als Antifaschistin, zu gewinnen begann. Bis dahin hatte ich das Buch zweimal, schon aufgrund guten historischen u. ethnographischen Materials, aber immer unvollendet, geschrieben. 1940 wurde es, in Opposition gegen den Faschismus und mit der aufklaerenden Erkenntnis über die Zukunft des Sozialismus, endlich in der dritten, jetzt vorliegenden Fassung, fertig. (Archiv, 15)

## Unterschiedliche Ideale, gleiche Quellen

Dennoch: Einiges erinnert auch in ›Söhne der großen Bärin‹ noch an Karl May; und sei es in der Negation seiner bewährten Muster. Bei May fällt den Sioux, und unter ihnen besonders den Teton-Oglala, die Schurkenrolle zu, die darin gipfelt, daß Winnetou schließlich von einem solchen erschossen wird. Gerade diese Gruppe wird bei Welskopf-Henrich favorisiert; ihr Held ist der junge Teton-Oglala Tokei-ihto. Auch eine wichtige Quelle wird von beiden Autoren reichlich genutzt: George Catlins 1841 zunächst in Großbritannien und 1848 in Deutschland erschienenem Werk ›Die Indianer Nordamerikas‹ entlieh May für *Winnetou I* ganze Textpassagen; Namen wie der des jungen Mandan Wokadeh in *Der Sohn des Bärenjägers* entstammen gleichfalls dieser Quelle (G. Wolff 1985). 1924, Liselotte Welskof-Henrich saß über den ersten Entwürfen ihres Werkes, legte der Kiepenheuer-Verlag in Leipzig eine Neuauflage Catlins vor.

Schilderungen der Büffeljagden und Alltagsbräuche der Dakota, aber auch indianische Namen bei Catlin flossen in die ›Söhne der großen Bärin‹ ein.

Am auffälligsten ist wohl die Übernahme der Name des zentraler Indianerfiguren von Welskopfs Roman aus Catlin. So ist bei Catlin „Toh-kei-ih-to (der Stein mit Hörnern) [...] der Häuptling der Jancton-Horde und galt als der beste Redner des Stammes" (Catlin, 195). Welskopf-Henrich schlägt den Namen den Teton-Oglala zu und macht ihn zum Haupthelden ihres Romans. Mah-to-toh-pa (Abb. 2), bei Catlin ein Mandan-Häuptling (Catlin, 117, 475), wird bei Welskopf-Henrich zum Vater Tohkei-ihtos. Ein bekannter Dakota-Häuptling ist nach Catlin Ha-wandschi-tah (Catlin, 186f.). Bei Welskopf-Henrich heißt so der Geheimnismann – ethnographisch exakter als der typische Maysche ›Medizinmann‹ – der ›Bärenbande‹.

Abb. 2. Mah-to-toh-pa, ein berühmter Mandan-Häuptling, hier von Catlin gemalt, wurde zum Vorbild für den Vater Tokei-ihtos (Aus: George Catlin: Die Indianer Nordamerikas. Leipzig, Weimar 1979).

Doch nicht nur gleiche Vorlagen wurden von May und Welskopf-Henrich benutzt. So tauchen bei Welskopf-Henrich durchaus auch ähnliche Charaktere auf:

> Als Junge hatte Adams die Zwillingsbrüder Thomas und Theo immer gern gehabt. Sie sahen lustig aus, waren sich mit ihren Geierschnabelnasen verblüffend ähnlich und betonten diese Ähnlichkeit auch bewußt, indem sie gleiche Kleidung trugen. (Söhne, 33)

Freundespaare – mehrfach wie hier als Spiegelungen, die sich gegenseitig frozzeln, ulkige, nichtsdestotrotz grundehrliche Westmänner gehören zum Standardreportoire der Mayschen Wildwesterzählungen. Ein ob der Form und Größe seines Gesichtserkers ›Geierschnabel‹ genannter Trapper spielt eine wichtige Rolle in Mays Trivialzyklus *Waldröschen* von 1882. Die Popularität der skurrilen Figur bewog im Rahmen der vom Karl-May-Verlag 1925 vorgelegten durchgehenden Bearbeitung des *Waldröschens*, einen der Teilbände ›Trapper Geierschnabel‹ zu nennen. Auch am Wunderpferd à la dem Mayschen Rih, Iltschi oder Hatatitla mangelt es nicht: Tokei-ihtos Falbe vollbringt ähnliche Leistungen und ist zudem wie die Zossen Kara Ben Nemsis oder Winnetous beim Feinde heißbegehrt; duldet allerdings ebenso wie die Rösser bei May keinen fremden Reiter auf dem edlen Rücken ...

Ansonsten birgt die Handlung alles, was der abenteuersüchtige Leser auch bei May fand: Nächtliche Überfälle, Verfolgungsjagden, Lagerfeuerromantik, stolze Söhne der Prärie und elende, häufig weiße, Schurken und nicht zuletzt Sympathie für die edlen Rothäute. An Stelle Mayscher pseudochristlicher Predigten trat hier eine gehörige Portion dialektischer und historischer Materialismus; die Mehrzahl der begeisterten Leser stört das jedoch in beiden Fällen bis heute wenig.

## „Karl May aus dem Sattel heben" – ein schwieriges Unterfangen

Nach dem Krieg widmete sich die Autorin zunächst mit Feuereifer dem Aufbau in Wirtschaft und Verwaltung. Besonders groß war damals der Drang bei Kindern und Jugendlichen nach spannder, unterhaltsamer Literatur. Karl May, wiewohl der immer noch in Radebeul ansässige Verlag in der DDR keine Lizenz erhielt, war nach wie vor heißbegehrt. Verlagsobere und Kulturfunktionäre verfolgten diese Entwicklung mit Mißfallen. *Winnetou* und *Der Schatz im Silbersee*, zudem diskreditiert durch die Begeisterung führender Nazis, allen voran Adolf Hitler, schienen ihnen mit dem Aufbau des Sozialismus, v. a. nach Gründung der DDR 1949, unvereinbar. In dieser Situation rechnete Welskopf-Henrich, die sich in diesem Jahr entschlossen hatte, ihr Buch zu publizieren, nicht mit größeren Problemen. Dennoch sollten noch längere Zeit vergehen, bis der Roman seinen Siegeszug über – vor allem aber auch unter – ostdeutschen Buchhandesladentischen antreten konnte. Nur in einem waren sich Autorin und Verlage von Beginn an einig: Dieses Buch vermag einen „Karl May aus dem Sattel zu heben" (Archiv, 163). So führte Welskopf-Henrich schließlichlich eine Odyssee durch die junge ostdeutsche Verlagslandschaft und ein sich ständig perfektionierendes Literaturlenkungssystem des SED-Staates. Zunächst wurde sie beim Ostberliner DIETZ-Verlag vorstellig, der neben der dominierenden Parteiliteratur, v. a. die ›Klassiker‹ Marx, Lenin und Stalin, auch Autoren des Exils wie Alex Wedding (›Die Fahne des Pfeiferhänsleins‹) verlegte. Vom damaligen

Cheflektor des Verlages hatte sie erfahren, daß es Interesse an ›neuer‹ Indianerliteratur – vor allem jenseits von May – gäbe (Archiv, 163). Doch am 17. Februar 1949 teilte ihr Verlagsdirektor Schwännke mit, daß das Buch „für unseren Verlag [...] nicht in Frage" (Archiv, 163) käme, empfahl ihr aber gleichzeitig, sich mit ihrem Manuskript an den Alfred-Holz-Verlag zu wenden. Dieser, von besagtem Alfred Holz 1945 gegründete Verlag, hatte sich auf Kinderbücher spezialisiert. Der Verlagschef zeigte sich zunächst sehr angetan von dem Projekt. Neben der Möglichkeit, einen Bestseller zu verlegen, reizte ihn und seine Frau, seine Geschäftspartnerin, besonders die Anti-May-Tendenz. In seiner Abneigung gegen den Radebeuler Autor schreckte Genosse Holz auch vor nazistischen Termini nicht zurück. So meint er in einen Brief vom 10. Mai 1950:

> Ein Verbot unzulänglicher und verderblicher Indianer-Schmoeker einschließlich der Erzeugnisse des Karl May allein, genügt nicht. Diese Asphaltliteratur [! T. K.] muss zusätzlich durch bessere Schriften ersetzt werden. (Archiv, 163)

Bereits Ende Mai 1949 schreibt Alfred Holz an die Autorin „Liebe Genossin Welskopf, [...] Das Vorwort zu Deinem Indianerbuch ›Die Söhne der großen Bärin‹ und den I. Teil des Manuskripts habe ich nun durchgelesen." Nach seiner Meinung ist es „so, wie wir uns ein richtiges Jugendbuch, mit dem wir Karl May entthronen wollen, vorstellen müssen" (Archiv, 163). Trotz der ehrlichen Begeisterung von Holz erschien der Roman nicht in seinen Verlag. Schuld war die Angst dieses Verlegers vor dem allmächtigen ›Kulturellen Ausschuß‹, einem Zensurorgan, welches die sowjetische Beatzungsmacht in der SBZ installiert hatte und das bis 1951 wirkte (vgl. Gansel 1996, 120). Aus übergroßer Besorgnis, das Werk könnte als ideologisch nicht einwandfrei abgelehnt werden und dadurch Zweifel an seiner eigenen politischen Loyalität entstehen, holte er immer neue Gutachten verschiedener Sachverständiger ein. Von dieser Praxis enttäuscht, wandte sich Liselotte Welskopf-Henrich, die sich zudem nicht ehrlich behandelt fühlte, nunmehr an den 1946 ins Leben gerufenen – Gesellschafter war u. a. Erich Honecker – FDJ-Verlag ›Neues Leben‹. Schließlich beinhaltete Punkt zwei des Gesellschaftsvertrages des Verlages die Klausel, daß „Gegenstand des Unternehmens der Verlag von Büchern [...] zur Schulung und Bildung der deutschen Jugend im Geiste der Demokratie und Völkerverständigung" (Dolle-Weinkauff 1979, 544) sei; ein Anliegen ganz im Sinne der Autorin, die bis zu ihrem Lebensende sozialistischen Idealen verpflichtet blieb. Doch ungeachtet genannter hehrer Zielstellung enttäuschte sie auch dieser Verlag. Dabei ließ sich es sich zunächst gut an: Im November 1950 war ein Vertrag für die Veröffentlichung im März 1951 geschlossen wurden. Doch der Verlag versagte: Das Manuskript geriet über ›wichtigen‹ Publikationen anläßlich der mit gewaltigem propagandistischen Aufwand durchgeführten ›Weltfestspiele der Jugend und Studenten‹ 1951 in Ostberlin in Vergessenheit. Ein zusätzlicher Vertrag, der die Herausgabe auf Weihnachten 1951 verschob, mußte geschlossen werden. Schließlich wurde ihr bedeutet, daß der „Kulturelle Beirat [...] dieses Manuscript auf alle Fälle" (Archiv, 163) ablehnen würde. Der Verlag meinte „Wir selbst lehnen es auch ab, nachdem wir unsere Urteilskraft besser entwickelt haben" (Archiv, 163).

## Die Geburt eines Bestsellers

Nunmehr ergriff Welskopf-Henrich die Initiative: Sie holte selbst Gutachten beim kulturellen Beirat und verschiedenen Sachverständigen ein:

> Das Manuskript ist von zwei Gutachtern des kulturellen Beirats bereits vorgeprüft [...] und im ganzen positiv begutachtet [...] In seiner Schlußfassung hat das Manuskript dann dem Pädagogischen Zentralinstitut vorgelegen, das ebenfalls die Drucklegung empfiehlt. Ferner liegt ein positives Gutachten von völkerkundlicher Seite [...] vor. Die Propaganda-Abteilung des ZK hat Kenntnis davon, daß das Manuskript vorliegt. Alle Gutachten sind sich darüber einig, daß sie [die Erzählung, T. K.] geeignet ist, Karl May und anderen Schund aus der Phantasie der Jugen zu verdrängen. (Archiv, 163)

Damit ging sie zum ›Altberliner Verlag Lucie Groszer‹. Die Verlagschefin, eben jene Lucie Groszer, erkannte das Potential und die Chance, als kleiner Privatverlag einen Bestseller zu produzieren.

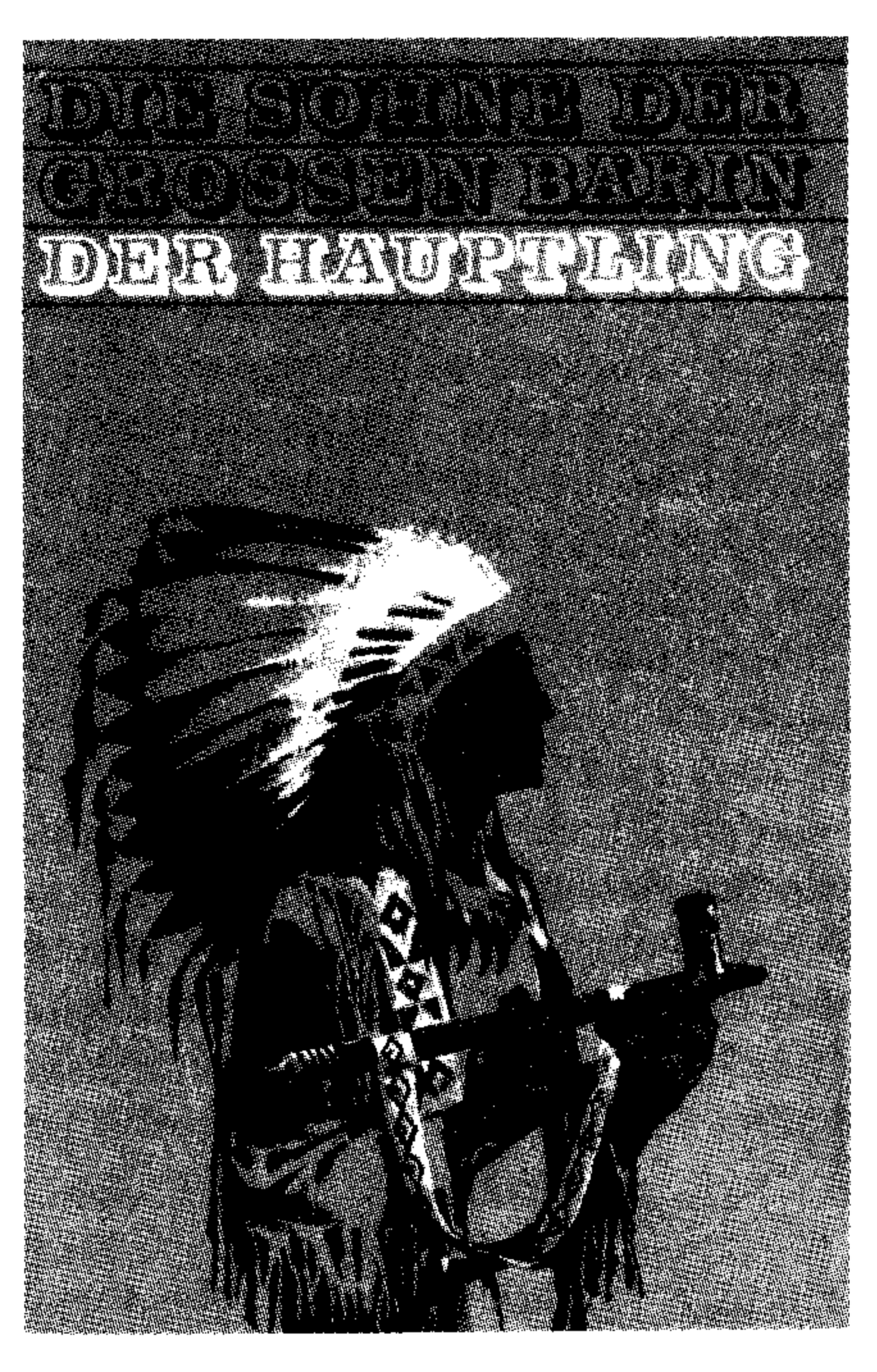



Abb. 3. Cover der 1951 im Altberliner Verlag Lucie Groszer erschienen Buchausgabe von ›Die Söhne der großen Bärin‹.

Anfang Dezember 1951, also gerade in der Vorweihnachszeit, gelangte das Buch in den Handel – und war umgehend vergriffen (Abb. 3). Die Presse feierte das Buch – immer im Vergleich zum zu bekämpfenden anderen Autor: Am 10. Dezember 1951 gab ein Rezensent der ›BZ am Abend‹, in der Einleitung zu einer Besprechung zu, daß er zunächst daran zweifelte, daß es der Autorin „gelungen sei, die Spannung eines ›Karl May‹ zu erreichen" (Klepper). Nach der Lektüre war seine Antwort eindeutig:

> Tokei-ihto heißt der Häuptling dieser Dakotagruppe. Wir werden uns seinen Namen merken müssen, denn in kurzem wird er in den Gesprächen unserer Jungen ebenso oft aufklingen wie zu unserer Zeit der Winnetous. (Klepper)

Der verlegerische Erfolg war für den kleinen Verlag ungeheuer: Die 15.000 Stück der Erstauflage waren noch 1951 vergriffen. Allein 1952 folgten zwei Nachauflagen. 1961 verzeichnete die 11. Auflage bereits das 201.000–210.000. Noch in den fünfziger Jahren wurden Lizenzen an westdeutsche und österreichische Verlage vergeben. Aus vielen Briefen an die Autorin geht hervor, daß der Bedarf bei den Lesern nicht gedeckt werden konnte. Inzwischen hatte sich Liselotte Welskopf-Henrich, vor allem gedrängt von vielen diesbezüglichen Anfragen begeisterter

Jugendlicher und Erwachsener, dazu entschlossen, in weiteren Bänden das Schicksal des Tokei-ihto bis zum Einsetzen der Handlung des 1951 erschienenen Bandes, also etwa 1875, zu schildern. So entstand eine Saga, die ab 1962 zunächst in drei Bänden (Abb. 4), die später nochmals in sechs Bände geteilt wurden, das Leben des Häuptlingssohnes Harka bis zu seinem Wirken als Kriegshäuptling der Dakota unter dem ›nom de guerre‹ Tokei-ihto verfolgt. In dieser Form werden sie noch heute vertrieben.

## Tokei-ihto auf der Leinwand

Dem Bucherfolg folgte 1966 die Verfilmung der ›Söhne der großen Bärin‹, die erneut in enger Beziehung zur May-Rezeption steht: Am 12. Dezember 1962 hatte mit der ›Der Schatz im Silbersee‹ unter Regie von Horst Wendtland der bis dahin erfolgreichste deutsche Nachkriegsfilm Premiere. Es folgt eine Serie von Verfilmungen, die bis heute vor allem mit den Namen Pierre Brice als Winnetou und Lex Barker als Old Shatterhand verbunden sind. Doch bereits am 23.10.1962 hatten die zwei Übersetzer der ›Söhne der großen Bärin‹ ins Russische Liselotte Welskopf-Henrich in einem Brief aus Leningrad mitgeteilt, daß die sowjetische Produktionsfirma LENFILM an der Verfilmung ihres Stoffes interessiert wäre, und baten sie um entsprechende Kontaktaufnahmen bei der ostdeutschen DEFA (Archiv, 15). Ähnlich langwierig und kontrovers wie bei der Buchausgabe setzt damit ein jahrelanges Tauziehen zwischen der Autorin und der DEFA um die Leinwandversion ihres Epos ein, welches damit endet, daß die couragierte Frau sich von der Drehbucharbeit zurückzieht und sich auch in späteren Stellungnahmen recht kritisch zu der Babelsberger Produktion äußert, der sie die v. a. die Reduzierung der Handlung auf Actionelemente auf Kosten menschlicher Konflikte, v. a. des Reifungsprozesses Tokei-ihtos, vorwirft:

> In dem Drehbuch, das ich geschrieben hatte, sind diese echten Konflikte enthalten gewesen – der Kampf darum hat sich über Schriftstellerverband, Rechtsstelle, Partei, Ministerium abgespielt, die Szenen, die ich verlangte, sind auch noch gedreht worden, aber so lieblos, das man sie nicht zeigen konnte. Daraufhin habe ich meinen Namen als Drehbuchautorin zurückgezogen. (Archiv, 183)

Wie bei ihrem Buch ist auch bei seiner Verfilmung die Kritik an Karl May eine wichtige Triebfeder ihres leidenschaftlichen Engagements für einen – im Unterschied zu den Karl-May-Filmen – gerade in den ethnographischen Details stimmigen Film: „Ich

Abb. 4. Ralf-Jürgen Lehmann gestaltete die Titel der ab 1962 als Trilogie erscheinenden ›Söhne der großen Bärin‹, ab 1971 nochmals in sechs Bände aufgeteilt.

gebe mir so viel Mühe, weil ich [...] den Kitsch des edlen Winnetou, der seinen Freund Scharlih gegen die Apatschen verteidigt hat, wirklich vermeiden möchte". (Archiv, 121)

Unzufrieden zeigt sie sich auch mit dem von der DEFA anvisierten Hauptdarsteller, dem 1940 in Leskovac (Serbien) geborenen Gojko Mitic. Dieser hatte sich seine Sporen ausgerechnet als Nebendarsteller in den Karl-May-Filmen ›Old Shatterhand‹, ›Winnetou II‹ und ›Unter Geiern‹ – darin als Wokadeh, den von May bei Catlin entliehenen Namen – verdient (Petzel 1999).

Welskopf-Henrich meinte zu ihm: „Mitic ist ein prächtiger Held, kann reiten und schießen, sieht gut aus, ist ein problemloser junger Mensch mit einem erfolgreichen Lebensweg. Als Schauspieler kann er nicht aus sich heraus, er spielt keine schwierige Charakterenentwicklung, aber dies ist bei meinen Helden nun einmal gegeben". (Archiv, 183) An anderer Stelle äußerte sie: „Unser Tokei-ihto ist ein Notbehelf. Wird gehen, aber nie hohe Ansprüche erfüllen" (Archiv, 121). Sie findet Mitic „fabelhaft für Karl Mays Winnetou, überhaupt kein Kriegshäuptling und schon gar kein Tokei-ihto". (Archiv, 121)

Trotz ihrer Zweifel nimmt das Publikum nach seiner Premiere 1966 den Film begeistert an; er wird der Auftakt einer ganzen Serie von DEFA-Indianerfilmen mit Mitic in der Hauptrolle, die inzwischen auch als Video vertrieben werden. Allein die ›Söhne der großen Bärin‹ haben bis heute etwa 9 Millionen Menschen gesehen. Doch ganz unrecht hatte auch Welskopf-Henrich mit ihrer Einschätzung des Schauspielers nicht: 1992 löste Gojko Mitic Pierre Price als Winnetou bei den Karl-May-Festspielen in Bad-Segeberg ab. Inzwischen arbeiten Mitic und Brice dort sogar als Schauspieler und Regisseur zusammen. Auch die sechs Bände der ›Söhne der großen Bärin‹ vertragen sich inzwischen in den Regalen der Buchhandlungen und der Kinderzimmer ausgezeichnet mit *Winnetou* oder ›Trapper Geierschnabel‹.

Diese ebenso erstaunlichen wie erfreulichen Entwicklungen erlebte Liselotte Welskopf-Henrich nicht mehr. Sie starb 1979 während eines Urlaubs in Garmisch-Partenkirchen.

## Quellen- und Literaturverzeichnis

Alfred Holz an Herrn Erich Schroeter 10. Mai 1950. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 163.

Brief, 16.1.56. An bulgarische Leser. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 15.

Brief, 17. Februar 1949. Dietz Verlag GmbH. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 15.

Brief, Julius Lips Institut Kom. Direktor Dr. phil. Eva Lips 30.11.1951. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 163.

Brief, Prof. Dr. W. Krickeberg. Ehem. Staatliche Museen Museum für Völkerkunde 15.11.1952, W. Krickeberg. In: Ebenda.

J. Klepper: Rezension. BZ am Abend, Montag, 10. Dezember 1951. Ausschnitt in: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 163.

George Catlin: Die Indianer Nordamerikas. Leipzig/Weimar 1979.

Die Freie Gewerkschaft Verlagsgesellschaft M. H.: Quittung über Manuskript ›Die Söhne der großen Bärin‹ 3.9.1951; dazu Anschreiben. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 163.

Klaus Doderer (Hg.): Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur. Weinheim/Basel 1984.

Carsten Gansel: Kinder und Jugendliteratur in der SBZ/DDR aus modernisierungstheoretischer Sicht. Aufriß eines Problemfeldes. In: Reiner Wild: Gesellschaftliche Modernisierung und Kinder- und Jugendliteratur (Mannheimer Studien zur Literatur und Kunstwissenschaft 12). St. Ingbert 1997, S. 177–197.

Ulrich van der Heyden, Indianer-Lexikon. Zur Geschichte und Gegenwart der Ureinwohner Nordamerikas. Berlin 1992.

http://home.t-online.de/home/Ametas/welskopf-henrich.

Sonja Koch: Frauen in Männersituationen: L. W.-Henrich. Eine biographische Skizze. In: B. Bütow/H. Srecker (Hg.). EigenArtige Ostfrauen. Frauenemenazipation in der DDR und den neuen Bundesländern, S. 111–121.

Manuskript, Die Indianer, meine Mutter und ich. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 148.

Manuskript, Widersprüche (aber nicht die des Kapitalismus) oder Ein junger Autor und der schwarze Mann, In: Ebenda, Ordner 163.

Gerhard Maß: Verhandlungsstenograph. Manuskript Diskussionsbeitrag zu Protokoll der Tagung des Ministeriums für Kultur über Abenteuerliteratur 21. Oktober 1955.

Zum Karl-May-Problem. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 15.

Liselotte Welskopf-Henrich: Kinderliteratur – und ich als Kind. In: Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur. Heft 32/1974, S. 5–7.

Liselotte Welskopf-Henrich: Notizen und Protokolle zum Film, teilweise handschriftlich. 29.10.64–28. Januar 1965. In: Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Nachlass Welskopf-Henrich, Ordner 121.

Liselotte Welskopf-Henrich, Die Söhne der großen Bärin. Berlin 1951.

Michael Zschiesche: Eine europäische Indianerin – Liselotte Welskopf-Henrich. In: Beiträge zur Kinder- und Jugendliteratur. Heft 71/1984, S. 11–25.

Frederic Morton

# Das Härten der Klinge

## Wie ich Old Shatterhand über den Atlantik brachte – Eine Erinnerung

Vier Tage nach meiner Ankunft in Amerika vor gut 60 Jahren stand ich, ein Schüler im ersten Jahr einer New Yorker High School, vor einer Wand voller Schließfächer mit Namen wie „J. Edgar Hoover", „Babe Ruth", „Charles Lindbergh". Auf meine Karteikarte hatte ich „Fritz Mandelbaum" geschrieben. „Mhmm – hör mal, Fritz", sagte Mister Saperstein, der mir Greenhorn auch später noch in vielen anderen Dingen im neuen, fremden Land behilflich sein sollte, „vielleicht möchtest du es so machen wie die anderen und nicht deinen eigenen Namen verwenden, sondern den von irgend jemand Berühmtem, nur so zum Spaß."

Mit hochroten Ohren wegen meiner völligen Unkenntnis dieser amerikanischen Berühmtheiten drehte ich die Karte um und schrieb „Old Shatterhand" auf die Rückseite. „Wie kommst du denn auf den Namen?" erkundigte sich Mister Saperstein. „Er – – ist doch von Karl May!" war meine Antwort. „Von wem?"

Bis heute erinnere ich mich an meine Verblüffung und an das Tröstliche, das darin lag. Meine Ahnungslosigkeit in bezug auf Babe Ruth wurde durch Mister Sapersteins Unkenntnis Karl Mays wettgemacht – und er war doch Lehrer! Für mich war der Glanz dieses Namens offensichtlich. Schließlich waren damals die legendären Karl-May-Bücher ein wesentlicher Bestandteil so gut wie jedes mitteleuropäischen Knabenlebens.

Karl May ist ein Paradebeispiel der Trivialliteratur. Die Phantasien eines Geschichtenerzählers, der zwar nicht tiefsinnig, andererseits aber auch nicht bloß seicht ist, halten die deutschsprachigen Leser seit gut einem Jahrhundert in Atem. Um die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts erschien das erste einer Reihe von Büchern, deren Zauber sich nicht einmal bedeutende Geistesgrößen entziehen konnten. „Meine ganze Jugend stand im Zeichen Karl Mays", bekannte Albert Einstein. „Vieles an seinem Werk war unvergänglich", so Albert Schweitzer. „Er ist der glänzendste Vertreter eine Typs von Dichtung, der zu den ganz ursprünglichen gehört und den man etwa ›Dichtung als Wunscherfüllung‹ nennen könnte", so Hermann Hesses Urteil. Durch die Erfüllung eines Wunsches, den niemand vor ihm auf so spannende Weise befriedigt hatte, veränderte Karl May das Selbstbild einer ganzen Nation.

Um die Wirkung dieses Schriftstellers zu verstehen, muß man mit seinem Leben beginnen. Vielleicht hätte nur Karl May, ein Virtuose des Großartig-Unwahrscheinlichen, eine solche Karriere erfinden können. Stellen Sie sich einen Buben vor, der 1842 als fünftes von 14 Kindern einer armen Weberfamilie geboren wird. Durch Mangelernährung im Zuge einer Hungersnot bald nach der Geburt erblindet, bleibt er bis zum Alter von fünf Jahren blind. In der Volksschule erlernt der schwächliche Knabe mühsam das Lesen und Schreiben und schafft es später dank seiner Intelligenz in die Lehrerbildungsanstalt. Stellen Sie sich weiters vor, wie er als Aushilfslehrer am Beginn einer respektablen Karriere wegen Diebstahls verhaftet wird – das

erste einer Reihe von unerquicklichen Delikten, die ihn in den folgenden eineinhalb Jahrzehnten immer wieder hinter Gitter brachten. Und dann vergegenwärtigen Sie sich das Paradoxe seines kometenhaften Aufstiegs.

Karl May, dessen Lebensgeschichte so armselig und unheldenhaft war, beginnt Erzählungen über einen fahrenden Ritter von unvergleichlichem Ethos und Mut zu schreiben. Bei den Indianern unter dem Namen Old Shatterhand bekannt, kämpft er gegen tollkühne Banditen. Als Kara ben Nemsi nimmt er es mit teuflischen Emiren in den Dünen und Kasbahs Arabiens auf. Karl Mays eigene Erfahrungen waren zu diesem Zeitpunkt jedoch ausschließlich auf Mitteleuropa beschränkt. Er war noch nie westlich des Rheins oder südlich der Alpen gewesen. Trotzdem umgab er die Tapferkeit seines Helden mit überzeugend gestalteter Exotik – die schweren Fußstapfen des Grizzlybären, die Eigenheiten der Kamele, der rhythmische Ruf des Muezzins, das Härten der Klinge eines Tomahawks.

May hatte allen Grund, sein wirkliches Leben von seinen Geschichten zu trennen. Dennoch tat er genau das Gegenteil. Er nannte seine Romane ›Reiseerzählungen‹ und machte den Leser damit glauben, es handle sich um Autobiographisches und nicht um Romane. Als Folge davon nahm Mays Ruhm proportional zu dem seiner Romanhelden zu. Sein Aufstieg war enorm. Anfangs wurden sein Werke in Fortsetzungen in monatlich erscheinenden Jugendzeitschriften abgedruckt, und er überflügelte auf der Stelle seit langem etablierte Autoren. Von dem Augenblick an, als seine ›Reiseerzählungen‹ in Buchform erschienen, rissen sich Käufer aller Altersstufen um den neuesten Karl May. Fast 100 Jahre lang verkaufte er sich in den deutschsprachigen Ländern weit besser als alle seine Konkurrenten.

Nach Mays Tod, 1912, nahm seine Popularität weiter zu. Ein eigener Verlag wurde gegründet, um seine Romane, die Karl-May-Jahrbücher und die Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft herauszugeben, zusätzlich zu den zahllosen Biographien, Würdigungen und Deutungen des Autors und seiner Werke. Der Kult blühte in der Zwischenkriegszeit und auch noch während des Zweiten Weltkriegs und weitete sich immer mehr aus. Der Schauspieler Lex Barker gab eine mittelmäßige Hollywood-Karriere auf, um in Mitteleuropa als Kara ben Nemsi und Old Shatterhand eine Art Superstar zu werden. Selbst die DDR ergab sich in das Unvermeidliche: 30 Jahre lang hatte sie den ›Chauvinisten‹ Karl May verbannt, doch dann konnten Ossis und Wessis ihre Dosis Shatterhand und Kara ben Nemsi verschlingen – und noch heute gibt es zwei Karl-May-Museen, eines im ehemaligen Ostdeutschland, ein zweites im Westen.

Um wie Karl May mehr als 100 Millionen Exemplare seiner Bücher zu verkaufen, braucht ein Schriftsteller mehr als nur eine Tugend – und wahrscheinlich auch mehr als nur eine Schwäche. Mays Schwächen sind zahlreich. Nuancen interessieren ihn nicht. Seine Hauptakteure sind entweder von unerschütterlichem Edelmut oder unabänderlich böse; seine Nebendarsteller sind geschickt gebastelte Stereotypen – der spleenige englische Lord oder der prahlerische Begleiter. Sein Stil ist kunstlos, direkt und dient nur der Vermittlung des Handlungsablaufs.

Aber die Plots, die Handlungsgefüge seiner Erzählungen! Was für ein geniales, komplexes Geflecht aus Haupt- und Nebenhandlungen! Innerhalb des beruhigenden

Rahmens eines letztlich glücklichen Ausgangs, was für ein Mosaik von Verwicklungen, Gefangenschaft und Entrinnen, List und Gegenstrategie, bösem Rätsel und genialer Lösung. Mit welch unfehlbar sicherer Hand ist das Tempo gewählt! Bei all dem aber geht der Zauber Karl Mays weit über die gekonnt inszenierten tollkühnen Abenteuer hinaus. Er beruht auch auf dem Charakter seines Helden. Old Shatterhand ist nicht Wyatt Earp. Wie viele seiner Nachahmer im amerikanischen Western ist Earp ein Hüter des Gesetzes mit dem Anflug eines Banditen. Im Gegensatz dazu. scheint Old Shatterhands Außenseitertum rein oberflächlich. Er ist ein Greenhorn, aber er überwindet dieses Stigma mit seinen Fäusten und seiner Treffsicherheit im Schießen. Keine Spur einer nagenden inneren Qual; obwohl ständig von Schurken umgeben, ist die Motivation für seine Reisen die eines sorgfältig beobachtenden, ausgeglichenen Naturforschers, der sich für Flora und Fauna interessiert. Nach vollbrachten Heldentaten kehrt er zu seiner sächsischen Gemütlichkeit zurück.

Aber – und das ist ein faszinierendes Aber – die Tapferkeit des Karl-May-Helden entwickelte ihre Faszination nur im Kampf mit nichtdeutschen Fremden außerhalb Deutschlands. Mays in Mitteleuropa spielende Romane verkauften sich nie auch nur annähernd so gut wie die in prickelnd fernen Ländern angesiedelten, fern aller Bürgerlichkeit von Polizisten und Buchhaltern und der biederen Kinder-Kirche-Küche-Realität von Mays Deutschland. Seine Leser wollten von ihm das, was er ihnen als erster in wirklich populärer Form gab: ein Epos des deutschen Eroberers, der die weite Welt durchstreift.

Es ist seltsam, aber das Land, das im 20. Jahrhundert einen so schrecklichen Nationalismus hervorbringen sollte, hatte bis zum 19. Jahrhundert nur wenige ihm eigene heroische Gestalten. Im 19. Jahrhundert schienen sich die Deutschen bewußt, daß sie zwar geachtet, verläßlich, gründlich, gut informiert, aber nicht besonders heroisch waren. An diesem Punkt setzten Richard Wagner und Karl May an, die übrigens mit Abstand von nur einem Jahr geboren wurden. Wagner hob die Nibelungen aus den Nebeln des Mittelalters und erfüllte alt mit teutonischer Größe. Aber es war Karl May, der dem Patriotismus für den Mann auf der Straße mythische Qualitäten verlieh. Auf jeden Deutschen, der eine Siegfried-Arie summen kann, kommen zehn, die Old Shatterhands Abenteuer aufzählen können. Zugegebenermaßen umfaßt Wagners Vision weit mehr als nur die Propaganda vom Herrenvolk, und in seinen letzten Büchern predigte May einen mystischen Pazifismus. Und dennoch waren beide auf durchaus unterschiedlichem Niveau daran beteiligt, den kollektiven deutschen Traum von weit über die bürgerlichen Grenzen hinausgehenden Heldentaten zu formen – einen Traum, den Hitler zu verbrecherischem Wahnsinn mobilisierte.

Joachim Fest berichtet, daß sich der junge Hitler gerne als eine Gestalt aus Karl Mays Büchern verkleidete und daß er später, während seines ersten Jahres als Reichskanzler, sämtliche Romane Mays wieder las. Die Überlieferung, daß Hitler seinen Generälen in Rußland riet, Karl May als Taktik-Handbuch bei sich zu tragen, läßt sich nicht belegen, aber am 26. Juni 1944 berichtete jedenfalls eine Zei-

tung in Berlin, daß eine große Anzahl von deutschen Soldaten Karl May für „die besten Handbücher gegen den Partisanenkrieg" zu Dank verpflichtet sei.

Wie sonderbar also mein Instinkt nach der Ankunft in Amerika: daß ich als jüdischer Flüchtling vor der deutschen Eroberung ausgerechnet „Old Shatterhand", einen Namen, der den erobernden Deutschen verkörperte, auf mein Schließfach in der New Yorker Schule schrieb. Welche Ironie, daß ich mich noch heute manchmal dabei ertappe, wie ich mich in den Winkel meiner Bibliothek stehle, wo die fünf Bände Karl May stehen, in denen Häuptlinge und Scheichs in gotischen Lettern über vergilbende Seiten reiten.

Darin liegt mehr als bloße Ironie, mehr als Nostalgie. Als ich 1939 in Wien meinen Koffer packte, legte ich die Karl-May-Bände ebenso hinein wie meinen Fußball und meine Lederhose als Erinnerung an eine Heimat, in die es keine Rückkehr mehr gab. Aber die Bücher waren nicht nur Erinnerungsstücke. Sie waren auch eine Art Talisman. Ich hoffte, daß meine Reise in die Fremde wie die Old Shatterhands zum Abenteuer werden würde. Es tat nichts zur Sache, daß die Menschen, vor denen ich floh, Old Shatterhands eigenes Volk waren, deren Tapferkeit er glorifizierte. Das Diktat des Augenblicks war das Überleben: Für mich war Karl May ein Talisman wegen der wiederholten triumphalen Befreiung seines Helden aus eigener Kraft.

Noch heute, als abgebrühter, zynischer Davongekommener, nehme ich ganz gerne meinen Karl May in die Hand und beobachte Old Shatterhand, wie er eine falsche Fährte legt, die den mörderischen Goldsucher in die Irre führt. Ich habe mich einem Meister des Genres anvertraut. Er bereichert mich zwar nicht mit tiefsinnigen Einsichten, verhilft mir aber zu spannender therapeutischer Ablenkung. Einige Minuten lang fühle ich mich in meine Kindheit zurückversetzt und glaube wieder daran, daß das Leben keine Tragödie ist, sondern ein Abenteuer.

Vorstehenden Artikel, der am 17.2.2001 in der Wiener Zeitung ›Die Presse‹ erstveröffentlicht wurde, drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Autors hier nochmals ab.
Frederic Morton, am 5. Oktober 1924 als Fritz Mandelbaum in Wien geboren, mußte 1939 vor den Nazis flüchten. Über London kam er in die USA, wo er zunächst Lebensmittelchemie studierte und in einem Industrielabor arbeitete. Später studierte er an der Columbia University Literaturwissenschaft und ist seit 1959 in New York als freiberuflicher Schriftsteller tätig.
Mortons Werke, meist historische Romane aus der österreichischen Geschichte, sind durch atmosphärische Dichte und einen Anflug feiner Ironie gekennzeichnet. Es gehören Titel wie ›Die Rothschilds. Ein Porträt der Dynastie‹ (›The Rothschilds. A Family Portrait‹, 1962), mit dem er seinen literarischen Durchbruch erzielte, oder ›Schicksalsjahr Wien 1888/1889‹ (›A Nervous Splendour. Vienna 1888/89‹, 1979) dazu. Am 21. Mai 2001 wurde Frederic Morton mit der Ehrenmedaille in Gold der Stadt Wien ausgezeichnet.
Wir bringen den Aufsatz als eindrucksvolles Wirkungszeugnis im Originalwortlaut; die kleinen sachlichen Fehler, die er enthält, wird der kundige Leser leicht erkennen und im Geiste berichtigen. (jb)

Gerd Hardacker

# Heimatmuseum in Kelme zeigt indianische Ethnographica

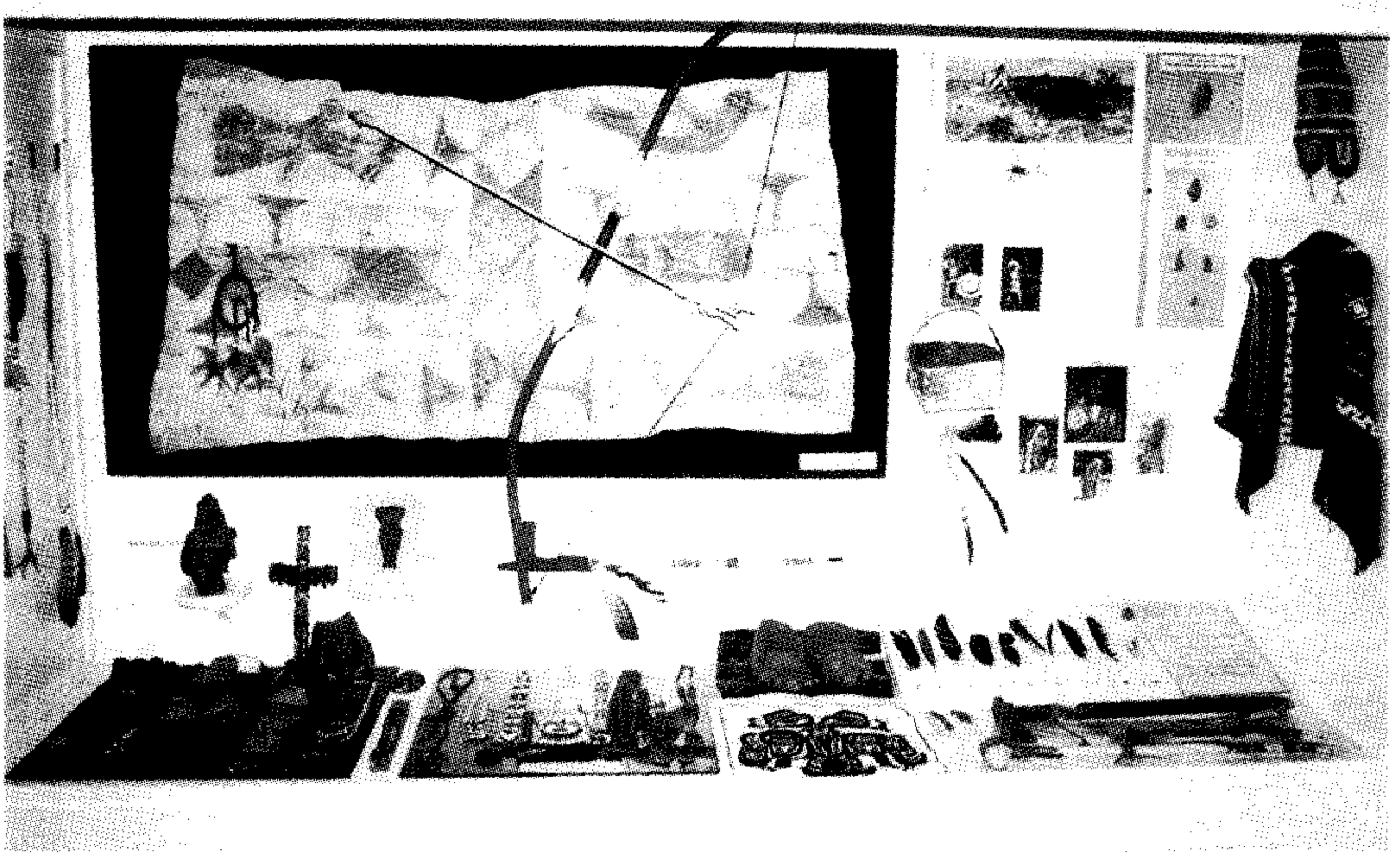
Die Ausstellung ist mit dem Lehrer und Übersetzer Jonas Vadeikis verbunden, der in Kelme gelebt hat. Er übersetzte als erster Karl May ins Litauische. Dank ihm konnten die Litauer schon in den 30er Jahren Werke Karl Mays zum Thema Indianer kennenlernen, wie z. B. den *Schatz im Silbersee* (1930) oder *Winnetou* (1933).

Vadeikis war zugleich auch Heimatforscher. Er hat zu diesem Thema weit über 100 Artikel veröffentlicht. Die Ausstellung ist daher auch wie folgt aufgeteilt:

- Leben und Tätigkeit von Jonas Vadeikis
- Leben und Schaffen von Karl May
- Ethnographie der Indianer Amerikas

Der interessanteste Teil dieser Ausstellung sind wohl die vielen Exponate der Indianer Nord- und Südamerikas. Es sind historische, aber auch moderne Stücke zu sehen. Kunstvoll gefertigte Schmuckgegenstände, aber auch Waffen, Kleidung, Dinge für den täglichen Gebrauch. Ein besonderes Ausstellungsstück ist eine von Indianern aus Peru angefertigte Zeichnung auf Baumfasern. Eine große Briefmarkensammlung ›Kultur der Indianer Amerikas‹ (282 Briefmarken) rundet diese wirklich sehenswerte Sammlung indianischer Gegenstände ab.

Die Abbildungen geben Impressionen aus dieser Ausstellung wieder.



Albrecht Götz von Olenhusen

# Kultbücher. Schaum der Tage, Schnee von gestern?

Was ist ein Kultbuch? Was verbindet die ›Schatzinsel‹ mit ›Pooh's Corner‹, ›Pu der Bär‹ mit ›Siegfried‹, ›Zettel's Traum‹ mit ›Generation X‹? Gleich mit acht veritablen Thesen nähert sich Frank Schäfer[1] einem schillernden Phänomen: eine andächtige Lesergemeinde verleiht dem Kultbuch den Ritterschlag; Kultbücher als Ausdruck ›gelesener Demokratie‹; Kultbücher konstituieren einen eigenen ›Kanon hinter dem Kanon‹; ihre Wirkung ist oft zeitversetzt; sie sind dennoch Seismographen des Zeitgeistes; die Wirkung läßt sich nicht aus literarischer Qualität ableiten; sie sind Verständigungstexte, Identifikationsangebote für Gruppen, haben Initiationsfunktion – der bravouröse Versuch einer funktionalen Beschreibung des Phänomens scheitert letztlich mit der These Nr. 8: jeder verstehe unter Kultbuch etwas anderes. Schäfer nennt seine subjektiv-deskriptive Bücherliste den Versuch einer alternativen Kanonbildung. Einleuchtend ist das nicht durchwegs: denn viele der Werke gehören längst zum Kanon, andere sind weniger generationsbedingter Kult, sondern Lieblingskind des Autors oder anderer Experten. Zu den Kultbüchern zählt gewiß *Winnetou*.

> May, dieser arme verwirrte Prolet, der sich mit viel Phantasie und gusseisernem Fleiße zu Deutschlands meist gelesenem Autor aller Zeiten hochgeschrieben hat, erweist sich hier in dieser – später zur Trilogie, noch viel später zur Tetralogie ausgebauten Reiseerzählung – als ein wahrer Pygmalion. Er hatte sich verliebt in seine Romangestalt. So sehr, dass er die Grenzen zwischen Fiktion und Realität schließlich durchlässig werden ließ und selbst zum Blutsbruder – oder was auch immer – mutierte, um seinem Idealhelden noch näher zu sein. (S. 17)

Der Erfolg des Buches sei eine Art Massensuggestion, einer realitätsblinden Leserverehrung geschuldet, dem Mythos erlegen, dem Vernunftgründe nie etwas anhaben konnten.

Kultbücher, so muß man wohl auch sagen, müssen nicht Bestseller sein, sondern Geheimtips einer Szene, einer Gemeinde, Objekte einer Generationen überdauernden, permanenten Anbetung. Siegfried Krakauer hat Entstehung, Funktion und Wirkung schon Anfang der dreißiger Jahre scharfsichtig analysiert.[2] Walter Serwers ›Die Tigerin‹ (1925) war und ist weder Bestseller noch Kultbuch, aber wohl so etwas wie ein literarischer Geheimtip – wie so manch andere Empfehlung der Autoren Schäfer, El Kurdi, Gerald Fricke, Jürgen Roth und Michael Rudolf. Schäfer hat unverdrossen und todesmutig den Kampf aufgenommen, den Rudolf 1999 mit seinem vergeblichen Anlauf unternahm, mit ›1516 Biere‹ einen endgültigen ›Atlas für die ganze Bierwelt‹ zu liefern. Aber was dem einen seine schwäbische

---

1 Frank Schäfer: Kultbücher. Von ›Schatzinsel‹ bis ›Pooh's Corner‹ – eine Auswahl. Mit Gastbeiträgen von Hartmut El Kurdi, Gerald Fricke, Jürgen Roth und Michael Rudolph. Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf 2000, 271 Seiten.

2 Siegfried Krakauer: Erfolgsbücher und ihr Publikum. In: Das Ornament der Masse. 1931.

Hopfen-Gülle, ist dem anderen sein Licher Hofgebräu, was die lüsterne ›Mätresse des Bischoffs‹ für den einen, ist dem anderen die überdrehte ›Betty Blue‹. Kultbücher sind oft auch direkt oder indirekt ein Bild der Zeit, in der der Dichter lebte, wie Bernhard Vespers ›Die Reise‹, Spiegelungen der Gegenwart, ihrer Sprache, eines Lebensgefühls (ohne daß freilich Ulrich Bechers fröhliches ›Meine Fresse!‹ jemals ein Kultniveau und schon gar nicht das der ›American Beat Generation‹ erklommen hätte). Jörg Fausers ›Der Schneemann‹ kann als höchst brillanter Krimi, ein wenig in der ironisch eingedeutschten Tradition von Chandler und Hammett, aber kaum als Kultbuch gelten. Der wirklich und wahrhaftig lebende Kultautor Harry Rowohlt (›Pooh's Corner‹), ein Freund von Indianerfilmen, ist in seiner Beziehung zum Kultautor Arno Schmidt ambivalent; denn:

> [...] auch der Entwicklung des Dichters in den sechziger Jahren – nach der psychoanalytisch fundierten Karl-May-Studie – ›Sitara und der Weg dorthin‹ –, seinem Rückzug in die Sprache, seinem sich nun verselbständigenden Manierismus vermochte Rowohlt dann augenscheinlich nicht mehr so recht folgen. Damals habe er gedacht: „Ab jetzt, lieber Arno, schreibst Du nicht mehr für mich. Ab jetzt schreibst Du nur noch für Dich und Deine Sekte". Ich meine, ich zwinge doch niemanden, der mir dermaßen deutlich zu verstehen gibt, dass er von mir nicht gelesen werden will, dazu, von mir gelesen zu werden. Man will ihnen doch auch nicht quälen, den armen Mann. (S. 261f.)

Im Nachwort werden einige Desiderata genannt: Castaneda, Michael Ende, Bradbury, Hesse, Rilke, Flex, Joseph Heller – und manche andere aus der Kiste des ›Käuze‹ und ›Spleens‹. Die reale und die imaginäre Auswahl des flott, enthusiastisch und kenntnisreich geschriebenen Sammelbandes lebt zuweilen von der nostalgischen Attraktivität früher Leseerfahrungen. Mit dem „Abstand zum historischen Ort" (S. 178) eines Buches ist, was auch eine Ingredienz von Kult sein mag, nicht immer die kritische Distanz erreicht, welche die Wahl zwischen dem vitalen ›Schaum der Tage‹ (Boris Vian) und der heißen, aber vergänglichen Temperatur von ›Unter Null‹ (Bret Easton Ellis) erleichtert. Auch Bücher sterben zuweilen in Schönheit und Einsamkeit, ohne in eine mehr oder weniger christliche Ewigkeit oder in Dantes Hölle einzugehen.

Schäfer zitiert den Kaplan, der „Dr. Karl May" 1897 interviewte (›Pfälzer Zeitung‹):

> „Es sei nicht leicht möglich, so meinte er, Winnetou, diese wahrhaft fürstliche Gestalt mit fürstlichem Charakter und Gebaren so zu schildern, wie er in Wirklichkeit war. ‚So hat er also wirklich existiert?' atmet die kleine Maygemeinde erleichtert auf. Es wird noch viele solche Thomasse geben. Aber ja, die Gestalt des Winnetou erfunden zu haben, wäre eine schriftstellerische That. Ihn aber erfunden zu haben und dann so früh sterben zu lassen, wäre eine schriftstellerische Thorheit. Er hat existirt und ist leider am 02.09.1874 erschossen worden." (S. 18)

Winnetou stirbt also 1874, wird aber recht eigentlich zum Leben erweckt 1893. Und er scheint zu überleben.

Ulrich von Thüna

# Auf fremden Pfaden

## Eine literarische Entdeckungsreise

Einen wilden Westen, mit echten und manchmal unangenehm realen Indianern bevölkert, freilich ohne einen Winnetou, den finden wir bei einem Autor, der leider so gut wie tot, sprich unbekannt ist. Ein mutiger Verleger engagiert sich für ihn und wir werden sehen, dass die Begegnung mit ihm sich lohnt.

Balduin Möllhausen und Karl May, zwei Zeitgenossen, die sich nicht viel oder besser gesagt gar nichts zu sagen hatten, wiewohl ihr erwähltes Land in großen Teilen ein und dasselbe war, die dark and bloody grounds des amerikanischen Westens. Wer kennt heute noch Möllhausen? Einer hat ihn überaus gründlich studiert: Andreas Graf ist sicher hierzulande der beste Kenner seins Werkes und hat in zwei Bänden die Summe seiner Biographie (Berlin 1991) und seines Werks (Freiburg 1993) geliefert. Er hat im Jahrbuch 1991 unter dem ironischen May-Zitat ›Habe gedacht, alles Schwindel‹ nach der einzigen Stelle, wo May seines Konkurrenten gedenkt, ausführlich die Abenteuerlandschaften von May und Möllhausen verglichen und ist zum Ergebnis gekommen, dass eine unmittelbare Übernahme von Möllhausen durch May nicht nachweisbar ist, aber eine Fülle vergleichbarer topoi, die doch eine gewisse Beeinflussung von May durch Möllhausen nahe legen. Deshalb ist hochwillkommen, dass der Ablit-Verlag in München, der sich auf Nachdrucke von klassischer Abenteuerliteratur spezialisiert, als erste Titel zwei Romane von Möllhausen vorgelegt hat, die nicht nur eine spannende, sondern eine faszinierende Lektüre ausmachen.

Theodor Fontane hat im Vorwort zu einem Band mit Erzählungen von Möllhausen, mit dem er bekannt war, eine schöne literarische Einordnung des Autors gegeben: „Er ist der Schriftsteller einer frischen, lebendigen Handlung; das ist das erste. Was aber diesem ersten auf dem Fuße folgt, das ist: er ist auch der Mann der Schilderung. Vor allem seine Naturschilderungen sind von bemerkenswerter Schönheit und fesseln auch da noch, wo sie mehr Raum einnehmen, als sie nach dem Gesetze des Romans vielleicht einnehmen sollten ... Möllhausen ist Erzähler pur sang, und weil er es ist, ist er in einem seltenen Grade populär. Er unterhält, er spannt, er befriedigt ..."

Dieser Erzähler ist seit Jahrzehnten praktisch vom Büchermarkt verschwunden. Nach dem Kriege hat es nur Jugendbearbeitungen und zwei Romane als Taschenbücher gegeben. Vor kurzem sind drei Bände Erzählungen bei Olms erschienen und nun im Ablitverlag in zwei schönen Bänden zwei besonders wichtige Texte von Möllhausen, ›Der Schatz von Quivira‹ und ›Die Mandanenwaise‹.

Möllhausen hat 35 Romane und über 80 Erzählungen veröffentlicht, zusätzlich zu zwei Reisewerken am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn, mit denen er die Aufmerksamkeit von Alexander von Humboldt und eine lebenslange Sinecure als Kustos der Schlossbibliotheken in Potsdam fand. Beide Romane zählen zu den besten des Autors und sind zugleich typisch für Möllhausen in ihrer Zweiteilung des Handlungsortes zwischen Deutschland und Nordamerika. Was geradezu ein Marken-

zeichen unseres Autors wurde, hat er zum ersten Mal 1864 in der ›Mandanenwaise‹ entwickelt. Zwar gibt es schon bei Ferry und Aimard und natürlich später bei May den Wechsel von Europa nach Amerika, aber Möllhausen legt nicht nur die Wurzel der Erzählung in die Alte Welt, sondern Alte und Neue Welt sind sozusagen gleichberechtigt. So wird in der ›Mandanenwaise‹ in Bonn und Umgebung die Grundlage für das spätere Geschehen entwickelt – auch wenn via einer doppelten Ich-Erzählung der Roman im Winter 1852 in Nebraska beginnt. Möllhausen hat ganz deutlich Selbsterlebtes einfließen lassen. Denn in diesem Winter 1852, auf dieses Datum verweist das Buch ausdrücklich auch im fiktionalen Teil, ist Möllhausen selbst knapp dem Tode durch Indianer und den Winter entkommen. Nach der kurzen Episode in Nebraska setzt die eigentliche Geschichte in Bonn und Godesberg, auch im Siebengebirge ein, wo der Erzähler durch einen finsteren Jesuiten auf politische Abwege geführt wird. Nach dem (historischen) fehlgeschlagenen Überfall auf die Frankfurter Hauptwache 1833 muss er nach Amerika flüchten und dort spürt man bei der Lektüre förmlich das Erlebte, das Autobiographische. Das gilt für die Begegnung mit den Indianern wie mit zwei Personen, hinter denen sich Revolutionäre von einst verstecken: die Demokraten Philipp Körner und Gottfried Kinkel, die Möllhausen persönlich möglicherweise gekannt hat, zumindest von ihrem Schicksal wusste. Solche Schilderungen haben bei Möllhausen zwar nicht den mitreißenden Zauber freier Phantasie wie bei May, aber wir fühlen das echtere Erleben und damit das echtere Leben. Es gibt da Parallelen zu Gerstäcker und dessen Realismus.

Auch der zweite Titel, ›Der Schatz von Quivira‹, ist höchst lesenswert. Das gilt nicht nur für den May-Leser, der hier bei Möllhausen sehr viel von dem Wilden Westen wiederfindet, den wir bei May erleben. Möllhausen sind aber im ›Schatz von Quivira‹ mehr als in der ›Mandanenwaise‹ interessante und verrätselte Charaktere gelungen und nur die Sprache führt uns zurück in den Familienblatt-Salon des 19. Jahrhunderts. Auch hier beginnt die Erzählung in Deutschland und zwar wiederum in Bonn in einem Anwesen, in dem der in Bonn geborene Möllhausen seine Kindheit verbracht hatte. Schnell geraten wir in den rätselhaften Kreis von Geheimnissen, die wie so häufig bei Möllhausen ihren Ursprung in der Vergangenheit und in schwarzen Tiefen einer Familie liegen. Man muss wissen, dass der Vater Möllhausen seine Familie verlassen hatte, als Balduin 12 Jahre alt war. Er war ein Luftikus und Projektemacher, in Amerika und in Europa, und ist nie mehr zu seiner Familie zurückgekehrt. Die Mutter war zwei Jahre nach dem Fortgang ihres Mannes gestorben. Solche traumatischen Erlebnissen finden sich bei Möllhausen ebenso wieder wie Dickens' düstere Kindheit seine Romane prägt. Die Handlung springt dann nach Amerika und zu einer letztlich vergeblichen Schatzsuche (das uralte Motiv der vanitas, wie bei May und später in Travens ›Schatz der Sierra Madre‹). Heimliche Zentralfigur des Buches ist aber nicht der ›Held‹ Perennis, sondern die rätselhafte, wunderschöne, unstete Gertrude, Tochter einer Tänzerin und selbst später Tänzerin, zugleich ein guter Charakter (und damit dem natürlich auch von Möllhausen aufgegriffenen, aber doch dementierten Klischee der ›lockeren‹ Tänzerin widersprechend), aber auch von starker, ihr aber unbewusster Sinnlichkeit. Es ist nicht uninteressant, wie der gute Bürger Möllhausen mit einer eher unbürgerlichen Jugend ohne vorweggenommenes moralisches Urteil und mit Verständnis ein solches Mäd-

chen zeichnet. Schließlich ist es die Tänzerin, „Nur eine Tänzerin", wie eine Kapitelüberschrift lautet, die einen schurkischen Anschlag verhütet. Auch sonst sind dem braven Kustos der Königlichen Bibliotheken in Potsdam Grenzüberschreitungen oder Grenzannäherungen nicht fremd, wie eine Episode erweist, die als Evozierung von Homosexualität gedeutet werden kann (Graf). Auch die Naturschilderungern sind hervorragend. Nur die Sprache bleibt den Konventionen der Zeit verhaftet.

Der Verlag hat auf die Erstdrucke in der ›Deutschen Romanzeitung‹ zurückgegriffen (warum nicht auf die Bucherstausgaben?), selbstverständlich ohne jede Bearbeitung, und selbst die alte Orthographie ist beibehalten worden. Der Verlag hat den Romanen nützliche längere Textpassagen aus den Reisewerken beigefügt und Nachworte, von denen freilich das Nachwort zum ›Schatz von Quivira‹ ziemlich dünn und kurz (ohne ein längeres Zitat knapp über zwei Seiten) ausgefallen ist und zudem einen falschen Hinweis auf eine angebliche vergleichbare Jagd nach einem Goldschatz bei Aimard enthält. Beide Bände enthalten die hübschen Illustrationen aus der alten List-Ausgabe von 1911 und 1912. Alles in allem zwei empfehlenswerte Bücher als erste einer Reihe ›Alte deutsche Abenteuerliteratur im Originaltext‹, deren Fortsetzung sehr erwünscht ist.

Balduin Möllhausen: Die Mandanenwaise. ABLIT-Verlag, München 2001, 517 Seiten.
Balduin Möllhausen: Der Schatz von Quivira. ABLIT-Verlag, München 2001, 517 Seiten.

„Maximilian zu Wieds Bericht von seiner „Reise in das Innere Nordamerikas" fand vor allem wegen seiner genauen Beschreibung indianischer Lebensverhältnisse und wegen der Bilder Bodmers viel Aufmerksamkeit in Europa. Fast zur gleichen Zeit trat der amerikanische Maler George Catlin seine Westreise auf den Spuren der Indianer an. Auch seine Beschreibung und Bilder erscheinen in deutscher Sprache. Offensichtlich benützte Karl May als Vorbild für seine Figur des edlen Apachen-Häuptlings den Medizinmann der Blackfeet Wun-nee-tow, den May in der deutschen Übersetzung des Catlin Buchs fand. [...]
Ähnlich begründeten Autoren wie Friedrich Gerstäcker oder Balduin Möllhausen ihren literarischen Ruhm mit Amerika-Büchern, deren Erzählungen von Indianern, Fallenstellern und Büffelherden schließlich auch Karl May als Inspiration dienten. Aber auch amerikanische werke wie Fenimore Coopers „Lederstrumpf-Saga" wurden sehr schell ins Deutsche übersetzt und fanden reißenden Absatz."
(Jan Boger in ›Western Hobby heute‹ (1990), S. 18)

# Neues um Karl May

**Karl-May-Gesellschaft.** Tagung in Luzern und auf der Rigi 21.–23.9.2001. Neue Luzerner Ztg. 20./21. (m. Interview E. Elbs)/22.9.01; Anzeiger Luzern (›Wann sehe ich dich wieder, Winnetou?‹) 21.9.01; Corriere del Ticino 24.9.01 S. 14; Deutsche Briefmarken-Ztg. 13/01 S. 33.

**May-Ausgaben.** Mitte August 01 erschien Bd. 83 der Edition des Karl-May-Verlages Bamberg/Radebeul: ›Am Marterpfahl – Karl Mays Leidensweg‹ mit den Texten ›Schundverlag I/II‹ und ›Landgericht‹, 19seitiges Vorwort von Chr. Lorenz. Die Prozeßschriften Mays (leider ohne Studie ›Emma Pollmer‹) wurden in (fast) originaler Textgestalt aufgenommen. Den Herausgebern Lothar und Bernhard Schmid gebührt Anerkennung für diese weitere Bemühung, Mays Gesamtwerk in den ›Grünen Bänden‹ unterzubringen, und für ihren verlegerischen Mut. • Mays Gedicht ›Sei mir gegrüßt, du liebes, schönes Tal‹, bisher ziemlich unbekannt (May im Gästebuch des Hotels Pfauen, Einsiedeln, am 20.9.1901), drei achtzeilige Strophen, in: Schweizerische Katholische Wochenzeitung (Goldach) 28.9.01.

**Bücher über Karl May.** Hans-Dieter Steinmetz, ›Karl May in der Hohenstein-Ernstthaler Lokalpresse 1899–1912‹. Diese mustergültige Dokumentation (Großformat, 188 S., davon 55 S. Reprint, mit einem 11seitigen Beitrag von Hartmut Schmidt) wurde am 29.9.01 im Ratssaal von Hohenstein-Ernstthal in einer Buchpremiere vorgestellt; es ist eine Publikation des Karl-May-Hauses H.-E. (erhältlich direkt von dort: bis Jahresende DM 65,-). Freie Presse (Chemnitz) 25.9.01; (Chemnitz/H.-E.) 29.9.01; HOT 3/Sept. 01. • ›Karl May für Kenner‹ (Schwäbische Ztg. 16.2.01) über Michael Petzels ›Großes Karl-May-Lexikon‹ (Schwarzkopf, Berlin 2000) und Hermesmeier/Schmatz' ›Karl-May-Bibliographie‹ (KMV Bamberg 2000). M. Petzel bereitet eine Neuauflage des Lexikons mit stark verändertem und erweitertem Inhalt vor. • Michael Petzel, ›Der Weg zum Silbersee‹, Drehorte und Dreharbeiten der Karl-May-Filme, Großformat, 288 S. mit zusätzlichem 118seitigem Fototeil (Schwarzkopf, Berlin), DM 69,80, erhältlich beim KM-Archiv Göttingen. Es ist eine der prächtigsten Bucherscheinungen der Sekundärliteratur um May überhaupt! Echo am Sonntag 30.9.01; Westdeutsche Allgem. Ztg. 13.10.01. • ›Der Krieg um das Erbe Karl Mays geht weiter‹ (um Klaus Hoffmanns ›Karl Mays Werke‹, Neues Leben, Berlin 2000): Dresdner/Chemnitzer Morgenpost 16.6./10.7.01; Westfäl. Rundschau 26.4.01 (›Häufig nach Belieben verfälscht: Die Werke von Karl May‹); Harzer Volksstimme 129/01 S. 32. • R. Gusky/W. Olbrich, ›Auf Karl Mays Fährte‹, KMV 2001, DM 79,-: Gong/Bild und Funk 33/01; Welser Sonntagsrundschau 39A/30.9.01 (über den Mitautor W. Olbrich). • Thomas Jeier, ›Auf Winnetous Spuren‹, KMV 2000, DM 49,60: Frankfurter Allgem. Ztg. 9.8.01.

**Radio.** ›Das kleine Mädchen und der große Held‹, aus dem Briefwechsel zwischen Marie Hannes und Karl May, Sendung von Bayern 2 am 13.10.01 (8:30 Uhr, 29 Minuten) von Thomas Gaevert und Peter Simon. Leider verwiesen die Autoren nicht auf ihre einzig mögliche Quelle, die Dokumentation von Hans-Dieter Steinmetz und Dieter Sudhoff ›Leben in Schatten des Lichts‹ (KMV 1997)! Hör zu 41/01; Gong 41/01. • ›Karl May des Ostens – Zum 100. Geburtstag der in München geborenen Schriftstellerin Liselotte Welskopf-Henrich‹, Bayern 2 19.8.01 12:05 Uhr. ›Der weibliche Karl May‹: Gong/Bild und

Funk 33/01. • Familientreff mit Winnetou: SWR 4 – Sommerfest, 11.8.01 13 Uhr mit Pierre Brice: Bild und Funk 32/01.

**FREUNDESKREIS** Karl May Cottbus: Lausitzer Rundschau 4.7.01 (Interview mit Ulrich Böhm).

**PRESSE.** Am 16.8.01 wurden die Wiener Sofiensäle durch einen Großbrand (infolge Bauarbeiten) völlig vernichtet. Das Gebäude war 1826 als Badeanstalt (bis 1906) eröffnet worden und diente später als Vortragssaal, Stätte für Maskenbälle und Operettenaufführungen (das erhalten gebliebene Becken unter dem Saalboden war ein idealer Resonanzkörper), NSDAP-Versammlungslokal und Clubbing-Adresse. Für Ende März 2002 war die Schließung vorgesehen. Als einzige Zeitung erwähnte die Kronen-Ztg. (Wien, 18.8.01, 3 Seiten!) Mays Auftritt am 22.3.1912, welches Datum zum Gründungsdatum (22.3.1969) der KMG werden sollte; Frankfurter Allgem. Ztg. 18.8.01; Abendztg. (München) 17.8.01. • Am 10.8.01 erschien das Heft ›Karl-May-Haus-Information‹ 14. Der Hauptinhalt ist die Dokumentation der Urteile des Oberlandesgerichts Dresden (5.2.1906) und des Reichsgerichts (9.1.1907) im Münchmeyer-Prozeß. Die beiden Urteile wurden 1995 von Hans-Dieter Steinmetz im Sächsischen Hauptstaatsarchiv aufgefunden und hier erstmals als Dokumentation mit Anmerkungen (von Steinmetz) veröffentlicht. Dresdner/Chemnitzer Morgenpost 31.8.01. Das Heft bringt außerdem einen Aufsatz von Dr. Hainer Plaul ›Vor hundert Jahren: Karl May auf Rigi-Kulm‹, und eine Stellungnahme von G. Klußmeier zum Buch von K. Hoffmann. • Saarbrücker Ztg., 4.8.01: ›Schon Karl May wußte zur Schulpolitik Rat‹ (mit Zitat aus ›Weihnacht!‹), Leserbrief dazu am 18.8.01. • Bösartige Beschimpfungen Klara Mays im Artikel ›Was man hat, weiß man‹ vom Radebeuler Stadtrat Kurt Frenzel in Sächs. Ztg. (Dresdner Land), 19.6.01. Kritik und Richtigstellung am 20.6.01 durch René Wagner, am 14.7.01 durch Chr. Heermann. • Chr. Heermann über die Verbannung der May-Bücher aus den öffentl. Bibliotheken der DDR am 7.7.1950: ›Widerstand in Werdau‹, Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. 5.10.01. • Michael Rudloff, ›Wie katholisch war Karl May?‹, Schweizerische Katholische Wochenztg. 21.9.01/ 28.9.01. • Thomas W. Riel: ›Mischa kontra Winnetou‹: Karl May in Comic-Serien. Comic-presss (Sammler-Magazin) 105. • Heinz-Georg Hailwax, ›Karl May – der Träumer aus Sachsen‹, Internationales Waffenmagazin 3/96 (4 S.) • ›Karl Mays Fabelwaffen‹, Schweizer Waffenmagazin 11/Okt. 83. • Rolf Dernen, ›Die Legende vom Henry-Stutzen‹. Karl May & Co 85/Aug. 01. • ›Einfühlsame Autoren produzieren Bücher, die sich als Klone zum Kauf anbieten‹ – „weiterführende Texte" von Jörg Kastner und Thomas Jeier beim KMV. 2 S. im Rhein. Merkur 20.7.01. • Gegen die von der Bundesministerin für Justiz, Herta Däubler-Gmelin, geplante Reform des Urhebervertragsrechts protestieren zahlreiche Autoren und Verlage, darunter auch Bernhard Schmid vom KMV. Ganzseitige Anzeige in Münchner Zeitungen. • Albanien: Abendztg. (München) 10.8.01; türkische Küche: die tagesztg. (Berlin) 1.8.01; Kolumnen von ›Telemax‹: Kronen-Ztg. (Wien) 12.8./ 25.8./31.8.01. • Regina Arentz, ›Häuptling Tecumseh lebt in Ohio weiter‹. Betrachtungen über Geschichte und Kultur anläßlich einer USA-Reise. Western Mail 8/Aug. 01. • ›Der Wilde Westen entdeckt Winnetou‹: Westdeutsche Allgem. Ztg. 9.4.01. • ›Amerika feiert Karl May als neuen Kult-Schriftsteller‹: Westfälische Rundschau 6.4.2001.

**AUSSTELLUNGEN.** ›Karl May in der DDR‹, KM-Begegnungsstätte Hohenstein-Ernstthal ab 25.2.01. Freie Presse (H.-E.) 22.6.01. • Wanderausstellung ›Karl Mays abenteuerliche Welt‹ u. a. in Bad Oeynhausen (26.4.–12.5.01, Karl May & Co 85/Aug. 01) und München

(11.–20.10.01), Hauszeitschr. ›Aktuell‹ des Olympia-Einkaufszentrums 10/4.16.01. Mitwirkende waren u. a. Silkirtis Nichols und Pierre Brice. Abendztg. (München) 17.10.01.

**VIDEO/CD/DVD.** ›Winnetou und Shatterhand im Tal der Toten‹ bei Polyband erschienen. Western Mail 8/Aug. 01; Saarbrücker Ztg. 26.7./9.8.01. • **Gesamt**edition von 1936 bis 1968 der KM-Filmmusiken: Kassette mit 8 CDs und Buch bei Bear Family Records BCD 16413 HL, DM 330,-. Abendztg. (München) 1.9.01; Frankf. Allgem. Ztg. 20.7.01. • Karl-May-Paket mit 4 Winnetou-Filmen bei Mail:Order:Kaiser, Aug. 01.

**VERANSTALTUNGEN.** 10. Karl-May-Festtage 25.–27.5.01 im Radebeuler Lößnitzgrund. Karl May & Co 85/Aug. 01. • ›Auf den Spuren von Karl May‹ des Country- u. Western-Clubs Radebeul beim Dresdner Stadtfest 17.–19.8.01. Sächs. Ztg. 15.8.01. • ›50 Jahre Karl-May-Spiele in Bad Segeberg‹ mit Gojko Mitic und den Filmen ›Die Söhne des Großen Bären‹, ›Der Schatz im Silbersee‹ und ›Lederstrumpf‹ im Kino-Center Bad Segeberg, 5.7.2001.

**BÜHNEN. Rathen:** Karl May & Co 25/Aug. 01; Frankf. Allgem. Ztg. 12.7.01; Sächs. Ztg. (Dresden) 2.8.01. • **Bad Segeberg:** Frankf. Allgem. Ztg. 10.8.01; Karl May & Co 85/Aug. 01 (6 S.!); die aktuelle 34/01; Neue Post 28/01; Westfalenpost 14.3./24.4./25.6.01; Westfäl. Rundschau 15.12.00. • **Mörschied, Bischofswerda:** Karl May & Co 25/Aug. 01. • **Gföhl:** Kronen-Ztg. (Wien) 14.8.01; Kurier (Wien) 22.7.01. • **Winzendorf:** eisenbahnkurier (Freiburg) 8/01 S. 35.

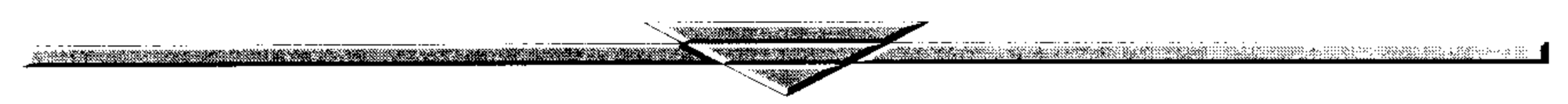
**FERNSEHEN.** MDR-Text 18.8.01: ›Unterwegs in Sachsen ... nach Amerika‹ mit Aufnahmen aus Hohenstein-Ernstthal und Radebeul in einer Sequenz über Mays Leben. • MDR 14.7.01: ›Bei uns entdeckt: KM-Museum Radebeul‹, mit Gojko Mitic. • SR Ferns. Südwest 31.7.01: ›Kein schöner Land‹ im Sauerland, u. a. Elspe. • N 3 23.6.01: ›Winnetou 2000 – Indianerreservate in den USA‹; desgl. 3SAT 16.7.01. • N 3 16.9.01: ›Der Schatz im Silbersee‹, Aufzeichnung der 50. KM-Festspiele in Bad Segeberg. • Pierre Brice attakkiert Michael Herbig in ›Wetten, dass ...‹, ZDF 13.10.01. Abendztg. (München) 15.10. 01 (2x)/17.10.01. Zum Film ›Der Schuh des Manitou‹: ARD-Text 24.8.01 ›Aus aller Welt‹.

**FILM.** ›Brüder im Blute – Winnetou, der aus der Krajina kam‹: die Kroatin Bora Cosic berichtet über den Film-Boom in Jugoslawien und die wirtschaftlichen Probleme nach Beendigung der May-Filmserie. Süddeutsche Ztg. 9.8.01. • Martin Böttcher: Stern 35/01 S. 166; Karl May & Co 85/Aug. 01. • Pierre Brice: Abendztg. (München) 21.9.01. • Götz George: SonntagsZeitung (Schweiz) 23.9.01. • Artur Brauner zum 83. Geburtstag: Abendztg. (München) 1.8.01. • Francisco Rabal, „Gambusino" in ›Das Vermächtnis des Inka‹, starb 75jährig im August 01. Abendztg. (München) 31.8.01. • Michael ›Bully‹ Herbigs Lachschlager ›Der Schuh des Manitou‹ ist der erfolgreichste deutsche Film seit 1980 (9 Mill. Zuschauer). Presse: Abendztg. (München) 25.7./28.7./13.8./25.8. /24.10.01; Stern 30/01 S. 117; CineStar 5/01 u. 7/01 (5 S.); Life-Magazin 7/01 S. 35; Kino News (Neuss) 7/01; Kronen-Ztg. (Wien) 19.7./9.9.01; Saarbrücker Ztg. 19.7./23.8./7.9.01; Focus 24/01 S. 202f.; 30/01; 33/01 S. 160f.; 35/01 S. 116; Neue Luzerner Ztg. 21.9.01; Frankf. Allgem. Ztg. 21.8.01; MAX 18/01 S. 204; die aktuelle 34/01; Bild (Berlin) 18.8.01; TV Today 15/01; Hör zu 28/01 S. 8; Western Mail 8/Aug. 01 S. 14; tz (München) 14.8.01 S. 1, 2, 14.

**ERWÄHNUNGEN. Bücher:** ›Hernach – Gottfried Benns Briefe an Ursula Ziebarth – Mit Nachschriften von Ursula Ziebarth‹, Wallstein Verlag, Göttingen 2001: S. 349f.; im Krimi ›Ein Mann fürs Grobe‹ von -ky (Prof. Dr. Horst Bosetzky) (Rowohlt): mehrfache Erw.; Herbert Rosendorfer: ›Eichkatzelried‹, Fischer TB S. 122–124; Wolfgang Hohlbein, ›Flut‹, Schneekluth (München) 2001, S. 356. • **Presse.** Chr. Heermann, ›Von Jim Bridger bis Buffalo Bill: Der Wilde Westen‹ in Deutsche Briefmarken-Ztg. 19/01 S. 24; Frankf. Allgem. Ztg. 1.2.01 (Tourismus-Großvorhaben ›Karl-May-Land‹ wegen fehlender Investoren geplatzt; Erw. im Vorwort zu Hans Wollschlägers großem Aufsatz ›Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh‹, Frankf. Allgem. Ztg. 2.4.01; außerdem in FAZ: 28.3./24.4./28.4./11.9./9.10.01; Saarbrücker Ztg. 27.12.00/22.2.01/13.6.01; Focus 17/01 S. 52; Süddeutsche Ztg. (München) 8.9.01; SZ-Magazin 25/22.6.01 S. 34; Abendztg. (München) 28.7./22.9.01; Kronen-Ztg. (Wien) 1.9.01; Hör zu 33/01/Progr. v. 19.8.01; Westdeutsche Allgem. Ztg. 15.9.01.

Unterlagen (bitte Quellen angeben, Zeitungsnamen nicht abkürzen!) und einseitig beschriebene Meldungen zu dieser Rubrik senden Sie (auch kommentarlos) bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München



## Korrekturen zu den letzten beiden Heften der ›Mitteilungen‹

Im Beitrag Wilhelm Brauneders zu ›Bei den Bachtijaren‹ (M-KMG 128/Juni 2001) ist aufgrund eines technischen Fehlers im letzten Absatz (S. 32) eine Zeile entfallen. Der dritte Satz dieses Absatzes lautet korrekt (Fehlendes unterstrichen): »Trotzdem erschien noch in den beiden ersten Monaten des Jahres 1950, als es weiters bereits die Wiener Bände XXX und vor allem VII–IX gab, *Der Karawanenwürger*, und zwar wie 1894 im Liebau-Verlag Berlin in der unglücklichen Fassung in dritter Person, nämlich „holprig und ungelenk".«
Leider blieb auch der Beitrag Wilhelm Brauneders in M-KMG 129/September 2001 (›Die Wiener Lizenzausgabe: Dritte Ergänzung‹) nicht ohne Druckfehler. Im eingerückten Zitat von Ludwig Patsch auf S. 44 muß der letzte Satz richtig lauten: „Dieses wurde genehmigt." Und auf S. 46 heißt es im vorletzten Absatz, 4. Zeile, statt „May-Bände I bis XV" korrekt „May-Bände I und XV".
Im selben Heft stammt in Gudrun Keindorfs Aufsatz ›Fliegende Edelsteine‹ das untere Zitat auf S. 9 nicht aus *Der Geist des Llano estakata*, sondern aus *Old Surehand I* (HKA IV.18, S. 280. (Wir danken Klaus Eggers für seine aufmerksame Lektüre.)
Unter dem Zitat aus Günther Willms' Buch ›Geträumte Republik‹ auf S. 64 ist zudem die Blockade „xxx" durch das Jahr der Veröffentlichung zu ersetzen: 1985. (jb/gk)

# UNSER SPENDENDANK vom 1. Juli bis 30. September 2001

Sehr verehrte Mitglieder!

Wir benutzen diesen Anlass gelegentlich dazu, nicht nur, wie es sich gehört, unsern Spendern unsern herzlichsten Dank auszusprechen, sondern auch einmal ›aus der Schule zu plaudern‹ – über den finanziellen Alltag der Karl-May-Gesellschaft nämlich und die dabei allfällig anstehenden Probleme. So hatten wir beim letzten Mal berichtet, dass zum 20. Juni insgesamt 216 erste Beitragsmahnungen an säumige Beitragszahler des Jahres 2001 verschickt werden mussten, was einer ausstehenden Beitragssumme von DM 10.800 entsprach. Es wurden damit, wie jedes Jahr, etwa 10 % der Mitglieder gemahnt. Inzwischen ist auch über den weiteren Ablauf des Verfahrens zu berichten: In der zweiten ›Mahnwelle‹ am 16. August mussten nur mehr 59 Briefe verschickt werden, und Anfang September fehlten dann nur noch 28 Beiträge für das Jahr 2001! Und natürlich bereiten sich der Schatzmeister und seine Helfer nun schon auf die nächste Mahn-Tour des Jahres 2002 vor... Wobei wir, wie schon erwähnt, mit solchen Problemen sogar unter dem Durchschnitt der Bundesrepublik liegen!
Ganz sicher *über dem Durchschnitt* aber liegen wir mit dem Spendenaufkommen der Karl-May-Gesellschaft: Allein der Monat September hat uns Spenden im Umfang von

DM 10.555,87

und damit den höchsten Spendeneingang in der Geschichte der Karl-May-Gesellschaft beschert. Mit der erstaunlichen Summe von DM 16.711,66 erreichen wir einen neuen Rekord für ein drittes Quartal, und für die ersten neun Monate des Jahres 2001 liegt das Spendenaufkommen sogar noch über dem Rekord des Jubiläumsjahres 1999. Nicht verschwiegen sei dabei, dass diese höchst erfreuliche Entwicklung vor allem auf zwei große individuelle Spenden im September zurückgeht, für die wir uns besonders herzlich bedanken.

Wir danken Ihnen allen mit großer Freude und Erleichterung: schließen wir doch daraus, dass die heiß diskutierte Konzeption und auch die etwas verzögerte Auslieferung des Jahrbuchs 2001 keine großen Verärgerungen hinterlassen hat. Auch die Aufnahme des schöne Reprints *Et in terra pax*, auf den wir verständlicherweise besonders stolz sind, bestätigt uns in unserer Arbeit. Möge das Jahrbuch 2001, das in Kürze in Druck geht, Sie für Ihre Opfer entschädigen und Ihr Spenderherz auch künftig fur uns schlagen lassen!

Es grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Ulrike Müller-Haarmann, Uwe Richter

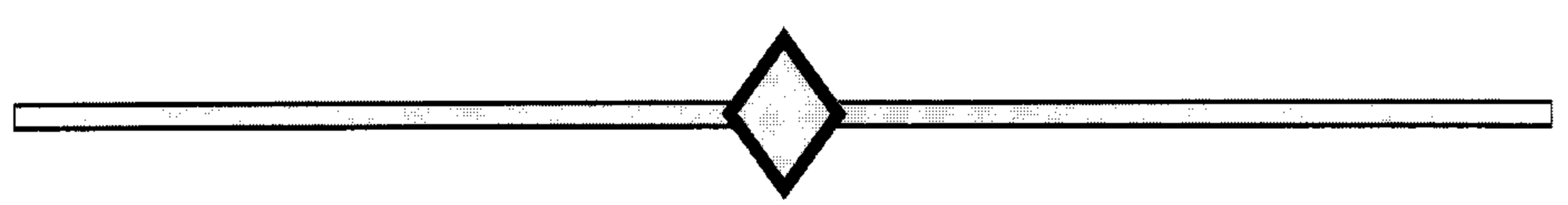
| | | | |
|---|---|---|---|
| 21 kleine Spenden bis DM 19,99 | 176,57 | S. Böhm, Norderstedt | 30,- |
| B. Arlinghaus, Dortmund | 26,- | A. Bossert-Roigk, Biberach | 20,- |
| P. Biqué, Oberursel | 59,30 | E. Botschen, Detmold | 100,- |
| H. Bloemendal, Nordhorn | 30,- | E. Botschen, Detmold | 20,- |
| W. Bock, Rottendorf | 26,- | L. Buger, Kottingbrunn (A) | 50,- |

| | |
|---|---|
| G. de Cock, Westmalle (B) | 40,09 |
| R. Cromm, Kürten | 38,- |
| A. E. Eßlinger, Nagold | 100,- |
| H. Fahnemann, Detmold | 30,- |
| D. Fehler, Karlsruhe | 50,- |
| R. Feldmeier, Kaufbeuren | 101,- |
| V. Frey, Dresden | 50,- |
| P. Friedrich, Darmstadt | 102,10 |
| R. Gehrke, Bad Homburg | 28,- |
| W. Geilsdörfer, Stuttgart | 150,- |
| G. Greiner, Ludwigsburg | 50,- |
| O. Gresens, Jena | 50,- |
| P. Grübner, Hamburg | 100,- |
| W. Grunsky, Bielefeld | 200,- |
| T. Gurt, Osterbruch | 38,- |
| H. Haefs, Atzerath (B) | 38,- |
| K.-H. Häusler, Hamburg | 50,- |
| M. Henke, Köln | 38,- |
| P. Herrmann, Bochum | 100,- |
| H.-D. Heuer, Neuenhaus | 38,- |
| S. Hofmann, Beierfeld | 25,- |
| S. Horstmann, Lüdenscheid | 40,- |
| W. Ilmer, Bonn | 38,- |
| M. Jansen, Köln | 138,- |
| H. Keck, Baltmannsweiler | 50,- |
| J. Kilisch, Innsbruck (A) | 300,- |
| C. J. A. Klein, Gelsenkirchen | 44,44 |
| R. u. K. Kleucker, Norderstedt | 50,- |
| H. H. Kluck, Winsen | 50,- |
| K. Kotz, Groß-Gerau | 38,- |
| P. Lesko, Wiesbaden | 30,- |
| H. Lieback, Cottbus | 50,90 |
| D. Linster, Saarlouis | 28,- |
| C. F. Lorenz, Köln | 2200,- |
| G. Marquardt, Bonn | 75,- |
| L. Mateo de la Encarnación, Valencia (E) | 99,99 |
| H. N. Meister, Arnsberg | 72,- |
| H. Müggenburg, Mönchengladbach | 128,- |
| G. Mühlbrant, Plauen | 33,33 |
| J. Müller, Neutraubling | 20,- |
| U. Müller-Haarmann, Bonn | 80,- |
| P. Münster, Sigmaringen | 40,- |
| F. Munzel, Dortmund | 30,- |
| J. Natzmer, Eberswalde-Finow | 35,- |
| P. Nest, Saarbrücken | 100,- |
| G. Nowatzki, München | 25,- |
| H. Philipp, Lohmen | 50,- |
| A. Pielenz, Nassau | 70,- |
| D. Rauscher, Radolfzell | 21,50 |
| B. Ruhnau, Reichelsheim | 50,- |
| T. Schall, Stuttgart | 50,- |
| K.-H. Schenk, Grevenbroich | 20,- |
| W. Schlüter, Hannover | 50,- |
| S. H. Schneeweiß, Stockenboi (A) | 38,- |
| R. Schönbach, Hennef | 38,- |
| B. Schröder, Braunschweig | 20,- |
| S. Seltmann, Berlin | 70,- |
| J. Seul, Bad Neuenahr-Ahrweiler | 300,- |
| C. Siemon, Nassereith (A) | 20,- |
| K.-E. Spreng, Hemer | 32,- |
| W. Stroband, Ahlen | 110,- |
| A. Tschakert, Pegnitz | 38,- |
| U. Wardenga, Hannover | 50,- |
| E. Weigel, Eisenach | 38,- |
| H. Wieser, München | 40,- |
| J. Wolter, Dassel | 50,- |
| M. Wotzlaw, Köln | 50,- |
| R.-D. Zajonz, Fuldatal | 20,- |
| M. Zaremba, Berlin | 38,- |
| M. Zimmerbauer, Linz (A) | 49,99 |
| NN Inland | 1310,46 |
| NN Ausland | 8337,99 |

| | |
|---|---|
| Spenden im III. Quartal | DM 16.711,66 |
| I.–III. Quartal insgesamt | DM 60.515,71 |

## Abkürzungsverzeichnis

| | |
|---|---|
| GR XXI | Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen. Freiburg 1892ff. (hier: Band XXI) |
| HKA II.20 | Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff. (hier: Abteilung II, Band 20) |
| JbKMG | Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff. |
| KMG-N | KMG-Nachrichten |
| KMJb | Karl-May-Jahrbuch |
| LuS | Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; [3]1997) |
| M-KMG | Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft |
| Reprint KMG | Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft |
| Reprint KMV | Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag |
| SoKMG | Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft |




## Unsere Publikationen

### Sonderhefte

| | | |
|---|---|---|
| Nr. 122 | Andreas Binder: Karl Mays Jugenderzählung ›Der Ölprinz‹ – Interpretation und Wirkungsgeschichte | 4,00 € |
| Nr. 123 | Silvia Zahner: Karl Mays ‚Ich' in den Reiseerzählungen und im Spätwerk. Eine erzähltheoretische Analyse | c. 6,00 € |

### Materialien zum Werk Karl Mays

| | | |
|---|---|---|
| Bd. 2 | Johannes Zeilinger: Autor in fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus | 8,00 € |
| Bd. 3 | Jürgen Seul: Karl May im Urteil der Frankfurter Zeitung | 8,00 € |

### Reprint

Karl May: Et in terra pax 76,69 €
*ab 1.1.2002: 92,00 €*

### Sonstiges

Erich Heinemann: 30 Jahre Karl-May-Gesellschaft 1969–1999. Erinnerungen und Betrachtungen 5,00 €

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Fax: 0228/252492

## Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindungen:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg: Konto Nr. 1995 480,
BLZ 752 200 70; für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80,
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405
Postbank Hamburg: Konto Nr. 11 16 94-207, BLZ 200 100 20
Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum-Druck, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette einzusenden. Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.
Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15. Oktober 2001

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG: Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG, Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG, Verbreitungsrecht § 17 UrhG. Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.